VI. CAPITEL.

Der neue Markt.

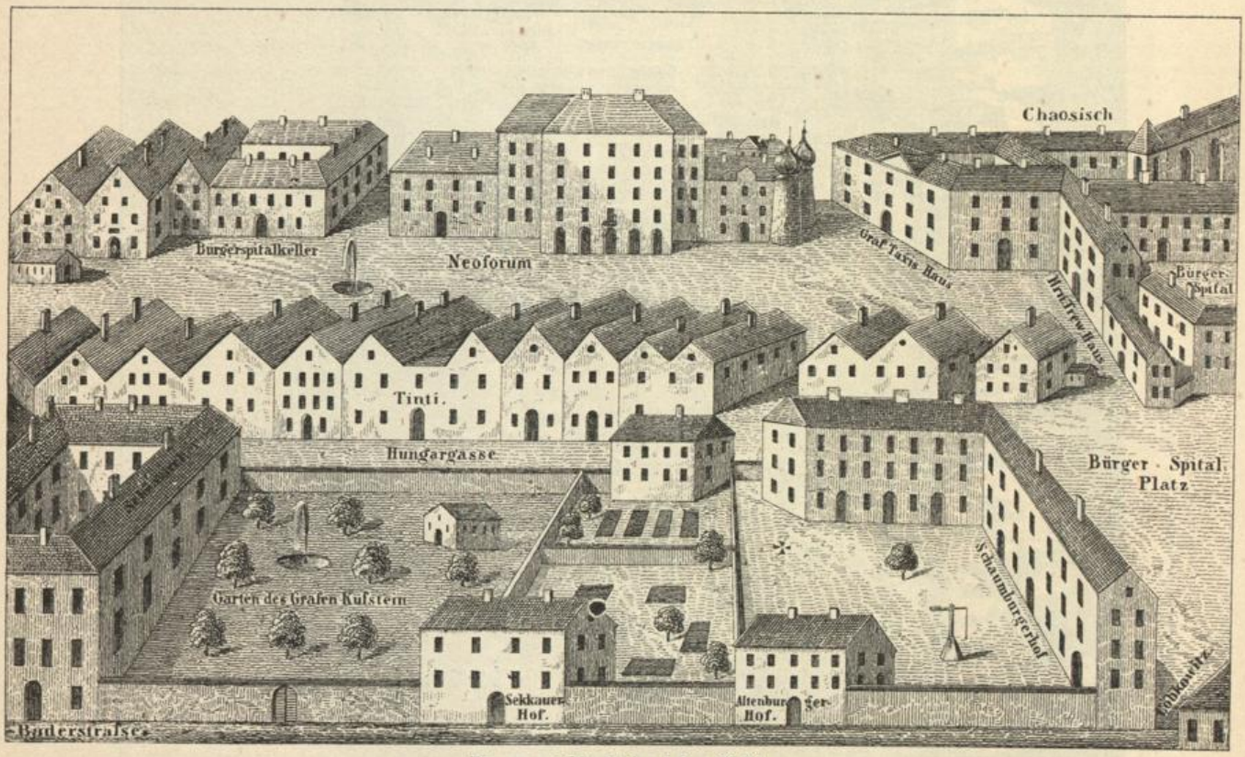
Auch der „neue Markt“ zählt zu den althistorischen Plätzen der Stadt und erhielt schon zur Zeit der vierten und letzten Stadterweiterung (1269 bis 1277) unter Ottokar seine heutige Gestalt.[1]) Seit frühesten Zeiten wurde hier der Mehlhandel betrieben, daher der Platz früher „Mehlmarkt“ hiess, wie er noch heute im Volksmunde genannt wird. — Ein interessantes Bild aus dem Jahre 1600 ***sub Figur 57*** belehrt uns, wie dieser Platz damals ausgesehen. Er hatte dieselbe Ausdehnung wie heute, doch mit kleinen, unansehnlichen Häusern, wovon nur die Mehlgrube und das damalige gräflich Taxis'sche, jetzt fürstlich Schwarzenberg'sche Palais eine Ausnahme machten. Die Stelle des Kapuzinerklosters nahmen noch drei kleine Privathäuser ein. Der Bürgerspitalskeller (jetzt Hotel Meissl) existirte bereits, auch ein kleiner Brunnen mit einem Wasserstrahl. Nur vermissen wir noch die Kapuzinergärten und Wirthschaftsgebäude, an deren Stellen sich damals der Schaumburger-, Altenburger- und Sekkauerhof breitmachten und wie nicht minder der Garten des Grafen Kuefstein.[2]) Eine andere treffliche Ansicht des neuen Marktes von Delsenbach, wovon ich hier ***sub Figur 58*** eine gelungene Copie liefere,[3]) gewährt uns durch die genaue Versinnlichung der Gebäude, wie auch durch seine reiche Staffage ein gleich hohes Interesse. Wir sehen auch aus dem Bilde, dass damals an der Stelle des heutigen grossen

[1]) Schon im Jahre 1220 formirte der neue Markt urkundlich einen wirklichen „Stadtplatz“ (*„forum novum“* genannt), doch war sein Umfang noch um die Hälfte kleiner als heute, da noch die Stadtmauer (zur Zeit der dritten Stadterweiterung) mitten durch den neuen Markt lief, nämlich von der Plankengasse quer über den Platz durch die heutige Donnergasse und Himmelpfortgasse. Erst unter Ottokar, zwischen 1269 und 1277 (als bei Gelegenheit der vierten und letzten Stadterweiterung die alte Stadtmauer abgerissen und weiter südlich verlegt wurde), erhielt der neue Markt Gestalt und Umfang von heute.

[2]) Die Originalzeichnung vom Jahre 1600 befand sich im Besitze des Herrn Theodor Karajan, wovon Schimmer's „Häuserchronik“ 1840 eine gelungene verkleinerte Copie liefert. Aus diesem Bilde entnehmen wir auch, wie sich zwischen der hinteren Häuserreihe des Mehlmarkts und dem Kuefstein'schen Garten die „Hungergasse“ als Fortsetzung der Seilergasse fortzog, wie das Schönkirchen'sche Haus sich an den Kuefstein'schen Garten anschloss, und wie die „Badergasse“, spätere Spiegelgasse auf einer Seite aus einer langen Gartenmauer bestand. Der Zugang vom gräflich Taxis'schen Hause zu dem Bürgerspitalsplatze (jetzt Lobkowitzplatz) war sehr schmal und wurde später durch die neugebildete „Kapuzinergasse“ ersetzt. Die Stelle des heutigen Lobkowitz-Palais nahmen noch viele kleine Häuschen ein, von denen wir einen Theil rechts im Bilde bemerken können.

[3]) Das Bild aus dem Jahre 1719, gezeichnet von J. Em. Fischer v. Erlach, gestochen von J. A. Delsenbach, 31·6 Cm. breit und 21·1 Cm. hoch, Eigenthum der Stadtbibliothek, versinnlicht uns eine jener Schlittenfahrten, wie sie damals vom kaiserlichen Hofe hier abgehalten zu werden pflegten. Ein mit sechs Pferden bespannter grösserer Schlitten, mit einem Musikcorps besetzt, eröffnet den Zug. Hierauf folgen die einzelnen Schlitten, muschelförmig gebaut und nur einen Sitzplatz für eine Dame enthaltend; jeder Hofcavalier steht hinter seiner Dame am Wagenbrett und lenkt das Pferd, welches mit Draperien und Federbuschen reich herausgeputzt ist; auch die Schlitten sind mit prächtigen Gold- und Silberknäufen kostbar geziert.

Brunnens ein kleiner stand, der später ein reichverziertes, oben geschlossenes Gitter erhielt. Dieser Brunnen wurde urkundlich schon 1562 gegraben, später aber in der Nähe des Fürst Schwarzenberg'schen Palais ein zweiter errichtet, aus dem vier grosse Wasserstrahlen sich ergossen. Im Jahre 1635 wurde letzterer durch eine Säule verschönert und die Spitze mit einem Adler gekrönt. So blieben beide Brunnen, wie wir sie auf unserem Bilde sub ***Figur 58*** sehen, bis zum Jahre 1738 unverändert, worauf der kunstsinnige Kaiser Carl VI. den einen beim Schwarzenberg'schen Palais abtragen, den andern aber vergrössern und mit wahrhaft kaiserlicher Munificenz mit den herrlichen Figuren Raphael Donner's schmücken liess, ein Meisterwerk ersten Ranges, das unsererseits die pietätvollste Beachtung verdient, nicht blos seines inneren Werthes, sondern auch seiner künstlerischen und besonders kunsthistorischen Bedeutung wegen.



Der neue Markt im Jahre 1600.

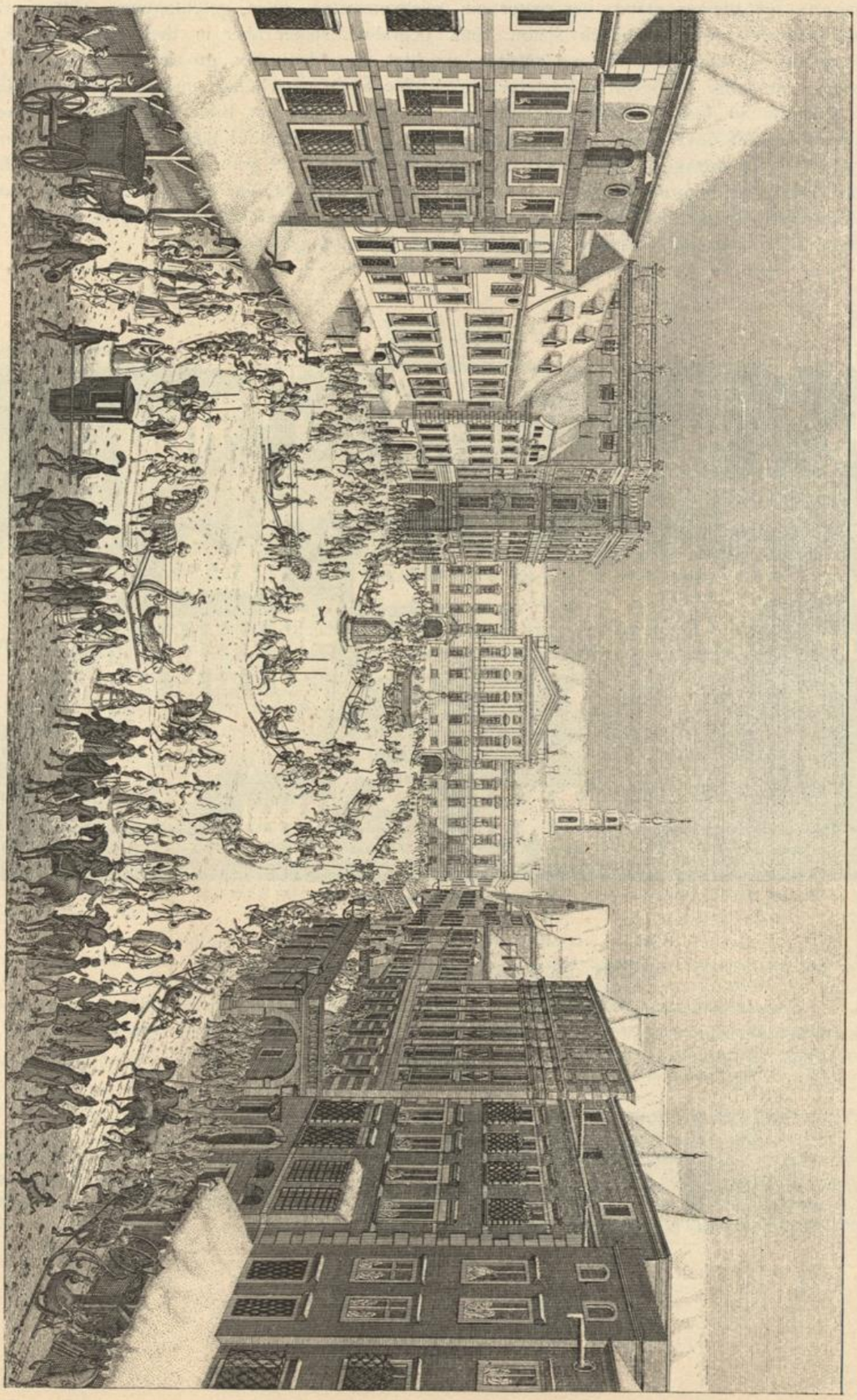
Fig. 57.

Der Brunnen am neuen Markt.

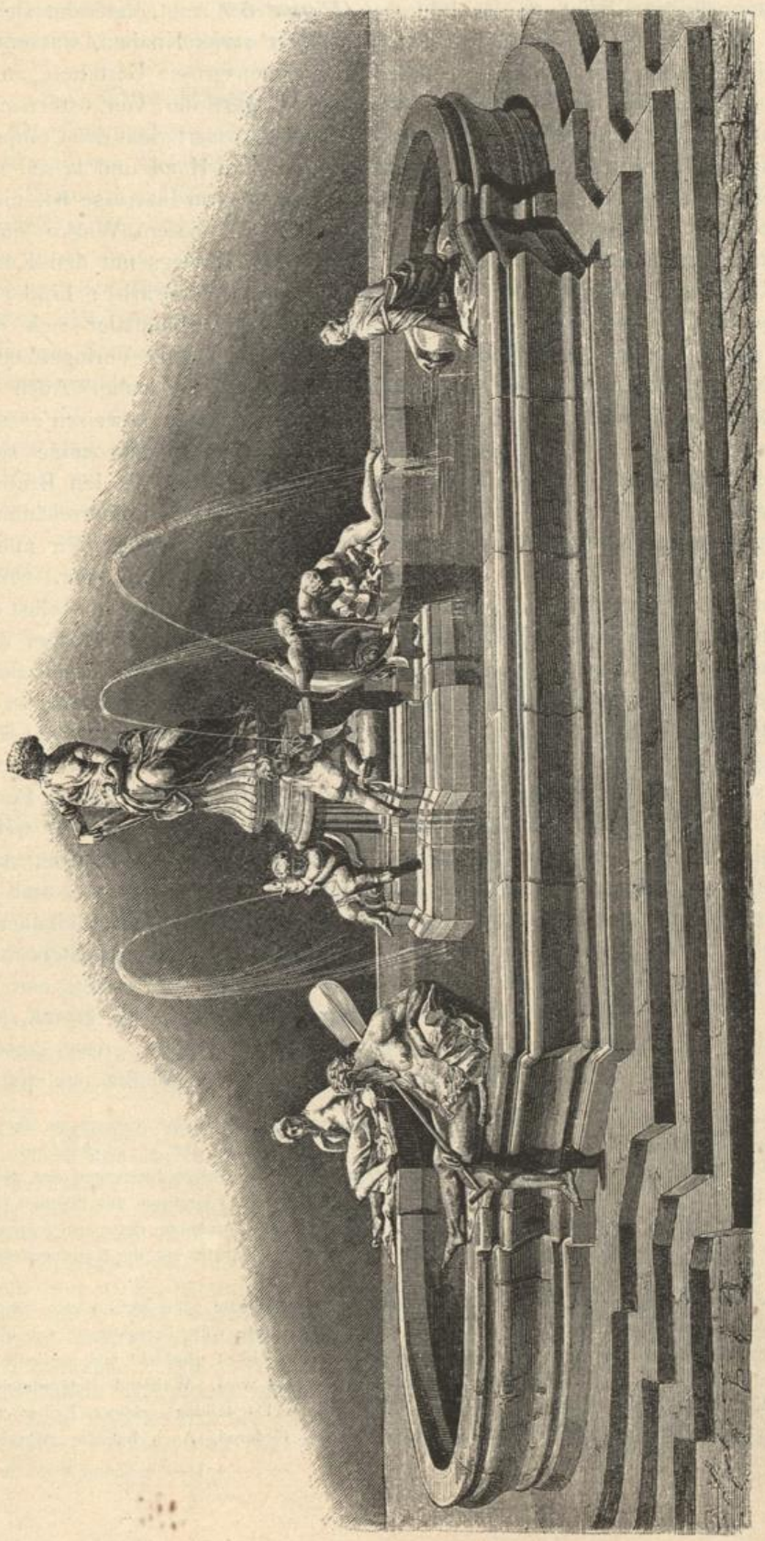
Dieser Brunnen zählt zu den vollendetsten Schöpfungen Raphael Donner's (Schülers Giuliani's). Die zarte Innigkeit, die Anmuth des Ausdruckes, die Klarheit der Motive, die edle Durchbildung in den Linien und Contouren reihen diese Arbeit überhaupt den besten Meisterwerken

Vor jedem Schlitten zwei Stallmeister mit langen Stangen; jedem Pferde sind seitwärts zwei Laufer mit Peitschen beigegeben. Auf dem Bilde sind achtzehn Schlitten sichtbar, womit jedoch der Zug noch nicht zu Ende ist, denn noch immer scheinen andere aus der Seilergasse (wahrscheinlich vom Graben her) einzubiegen, während der erste nach dreimaliger Umkreisung des Platzes sich der Klostergasse nähert, um hier durch die Augustinergasse über den Josefsplatz die Burg zu erreichen. Der bei dieser Gelegenheit entfaltete ausserordentliche Prunk, die zahlreichen Zuseher, die verschiedenen Trachten jener Zeit geben dem Bilde ein erhöhtes Interesse.

Fig. 58.



Schlittenfahrt am neuen Markt im Jahre 1719.



Der Donner'sche Brunnen am neuen Markt.

Fig. 59.

der Wiener Kunstepoche an. Wie uns das Bild ***sub Figur 59*** zeigt, befindet sich in der Mitte des Brunnens auf erhöhtem Sockel die Göttin der „Klugheit"; vier Knaben, wasserspeiende Fische in den Armen haltend, umgeben dieselbe, während vier lebensgrosse Gestalten an der niederen Brüstung des Brunnenkranzes in anmuthigster Stellung gelagert die vier österreichischen Flüsse „Enns", „Traun", „Ybbs" und „March" repräsentiren. Die Grossartigkeit der Composition, gleichwie die künstlerische Ausführung des Details gehen hier Hand in Hand und lassen uns den hohen Werth dieses Werkes, das auch in kunsthistorischer Beziehung von Interesse ist, nicht verkennen. Vor Allem muss es uns Wunder nehmen, wie sehr Donner in diesem Werke durch Kraft und Naturwahrheit seinen Zeitgenossen vorausgeeilt war. Wer nur halbwegs mit den Kunstwerken und dem Geschmacke der damaligen Zeit (der Brunnen wurde am 4. November 1739 zur öffentlichen Benützung übergeben) vertraut ist, der wird es wissen, dass die Künstler sich damals nur in schnörkelhafter Umständlichkeit, schablonenmässiger Uebertreibung und Verlogenheit gefielen; die ganze Kunstepoche kränkelte an dieser allgemeinen Geschmacksverirrung. Auch Donner war anfangs dem Zopfstyle vollkommen verfallen, und seine Jugendarbeiten beweisen es sattsam. Welch weiten Weg musste daher Donner durchgemacht, welchem Läuterungsprocesse sich unterzogen haben, bis er endlich zu jener hohen Vollendung gelangt war, die uns in den Brunnenfiguren mit so grosser Deutlichkeit und Sicherheit entgegenleuchtet, und die ihm als unerreichtem Meister eine bleibende Erinnerung in der Kunstgeschichte unseres Vaterlandes bewahrt. Wir müssen uns aber auch zugleich wundern, wie ungerecht die damaligen Kunstrichter mit ihm verfuhren, da sie seine Werke nicht sonderlich schätzten, sondern dieselben einem Canova, ja selbst dem Berliner Schletterer nachsetzten, obgleich weder seine Zeitgenossen, noch seine Nachfolger ihn je erreichen konnten. Mit Wehmuth muss es uns daher erfüllen, wenn wir bedenken, dass dieser verdienstvolle Mann während seiner langen Künstlerlaufbahn vom Glück wenig begünstigt, in kümmerlichen Verhältnissen lebte und nach einer Reihe von Bitternissen und kummervollen Enttäuschungen mit Zurücklassung bedeutender Schulden (1741) starb. [1])

Interessant ist auch die Bemerkung, dass der damalige Unverstand in Beurtheilung sittlicher Fragen und jene Prüderie, jene Zimperlichkeit des Schamgefühles sich so weit verirrte, die nackten Brunnenfiguren für anstössig zu halten, so dass man dieselben wieder nach 32jährigem Bestande im Jahre 1770 auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia abtragen und ins bürgerliche Zeughaus ins Materialdepôt werfen musste, von wo man sie dann dem Bildhauer Fischer als blosses Bleimaterial zum Einschmelzen übergab, damit sie ihm für seine nächsten Arbeiten dienen mögen. [2]) Fischer erkannte aber neidlos ihren hohen Werth und leistete eine rettende That, indem er für ihre Erhaltung wacker sprach und sie auch wirklich nach 37 Jahren, im Jahre 1801, wieder mit Sorgfalt aufstellte. Ihm allein hat man es sonach zu danken, dass dieselben 1872 in Bronzeguss abgeformt, nun erst in voller Kunstreinheit uns heute wieder neu erstehen konnten.

---

[1]) Der herrliche Brunnen im Rathhause in der Wipplingerstrasse, das schöne Crucifix in der Hofcapelle, zwei wenig bekannte Basreliefs im Belvedere, die Porträtbüste des Grafen Althan in der k. k. Akademie, Christus und die Samariterin am Brunnen, ein Marmorrelief und als Gegenstück Hagar und Ismael, beide Eigenthum des allerhöchsten Kaiserhauses, die Bronze-Porträtbüste des Hugo Altgrafen Salm; Pietà, ein Relief, Eigenthum des Edmund Grafen Zichy, sie alle sind unschätzbare Werke dieses hochverdienten vaterländischen Meisters. Die Commune ehrte sein Andenken, indem sie das Gässchen, welches zwischen Hotel Munsch und Meissl die Verbindung des neuen Marktes mit der Kärntnerstrasse herstellt, nach seinem Namen „Donnergasse" benannte.

[2]) Unsere Ansichten über das „Nackte" in der Kunst sind wohl heute ganz andere, ganz verschiedene, vielleicht auch richtigere, denn die Darstellung schöner Leiber hat in der Kunst ebenso ihre volle Berechtigung wie die Schilderung der schönen Natur, vorausgesetzt wenn sie modest ohne Speculation auf die Sinnlichkeit geschieht und namentlich in die „Mythologie" oder „Allegorie", kurz in das goldene Zeitalter der Dichtung verlegt wird. Während Hetärenmalerei und Sculptur aller Art unter allen Vorwänden schlechterdings zu verwerfen ist, diente die Darstellung schöner Leiber von jeher und zu allen Zeiten bildsam und die edlen, rein künstlerischen Interessen bestens fördernd. Auch hat die „Moral" nichts mit der „Kunst" zu schaffen.

Bei Besprechung der Häuser, die hier den Platz umgeben, beginne ich mit jenen, die sich auf unserem Bilde ***sub Figur 58*** auf der linken Seite befinden.

Das Bauer'sche Haus Nr. 1049 (neu 1)

trägt deutlich den Geschmack und den Stempel seiner Zeit. Die weitvorspringenden Gitterfenster, die beiden Aufzuglöcher und die hölzernen Laubengänge mit dem vorspringenden Dach, die den Händlern und Krämern damals zum bequemeren Verkaufe dienten und den Handwerkern nicht selten Gelegenheit gaben, ihre Profession gleichsam öffentlich, d. i. auf offener Strasse, auszuüben, geben uns einen deutlichen Begriff von der wiewohl praktischen, doch keineswegs schönen Bauweise jener Zeit und von den patriarchalischen Zuständen jener Epoche, wobei es die Vorübergehenden nicht im Mindesten genirte, wenn z. B. ein Wagner vor dem Hause „Räder" verfertigte, oder ein Steinmetz seine Steine behaute. Die Wiener waren in der Regel gutmüthig genug, nichts einzuwenden, wenn ein Professionist durch die Ausübung seines Gewerbes die ohnehin schmalen Gassen für die Vorübergehenden völlig unpassirbar machte. Unsere heutigen Zeitgenossen würden eine solche Verkehrsstörung weniger nachsichtsvoll hinnehmen. — Im Jahre 1710 wurde dieses Haus mit seinen beiden kleinen Nachbarhäusern in Eins verbaut u. zw. in derselben Gestalt, wie wir es noch heute sehen; auch befand sich hier die „Hofapotheke" des Günther von Sternegg, und wurde im Jahre 1766 die „hölzerne" Laube durch eine entsprechende „steinerne" ersetzt, die noch heute besteht. [1])

Das Geisenhoff'sche Haus Nr. 1050 (neu 2),

aus zwei kleinen Häusern in Eins zusammengebaut, trat etwas weiter in die Front zurück, hatte lange Quergitterfenster, weit in die Strassen reichende Dachrinnen und verdankt seinen Namen dem Hans Georg Geisenhoff, Goldschläger, der das Haus aus zwei kleineren zusammenbauen liess. Gegenwärtig ist Fürst Liechtenstein Eigenthümer. [2])

Das Haus „zu den sieben Schwaben" Nr. 1051 (neu 3)

war ein schmales zweistöckiges Gebäude mit hohem Spitzdach und weiten Aufzugthüren. Der älteste nachweisliche Besitzer war 1684 Johann Baptist Romanini, „Reichsagent." Auch dieses Haus bestand früher aus zwei kleineren Häusern, welche die Nummer 1101 und 1115 führten und von Adolf Röder, „Hoffzingießer," im Jahre 1700 in Eins zusammengebaut wurden. [3])

Das Haus „zum blauen Hirschen", heute Hôtel Meissl Nr. 1052 (neu 4)

wird schon urkundlich im Jahre 1600 als Keller des Bürgerspitals erwähnt, in welcher Eigenschaft es bis in neueste Zeit verblieb und zum Besten der Stiftung als Zinshaus benützt wurde. Es

[1]) Die Eigenthümer dieses Hauses waren laut Grundbuch: im Jahre 1710 Thomas Strasser, Sattlermeister; 1766 Elisabeth Günther von Sternegg, Hofapotheker; 1787 dessen Erben; 1822 Josef Rebham und August Ferdinand Döpper; 1833 Josefa Rebham, später Josefa Bauer; zuletzt war es Eigenthum eines gewissen Witta, von dem es gegenwärtig Professor Josef Bauer käuflich an sich gebracht.

[2]) Laut Grundbuch war im Jahre 1700 Georg Geisenhoff der Besitzer des Hauses, der dasselbe im Jahre 1775 an Johann Neuf, Kupferamtsofficier, verkaufte, worauf dann 1820 Josef Pigl an die Gewähr kam. Die beiden kleinen Häuser, welche früher hier standen, führten bei der ersten Häusernummerirung die Conscriptionsnummer 1078 und 1100. Die ältesten Eigenthümer von Nr. 1078 waren: im Jahre 1684 Andreas Fleischer und 1700 Andreas Fleischer und Riemer's selige Erben; 1786 Magdalena Imberin; von Nr. 1100 jedoch waren im Jahre 1684 Johann Peter Rausch; 1700 Hans Georg Geisenhoff; 1775 Johann Neuf; 1806 Johann Michael Neuf und 1820 Josef Pigl.

[3]) Die ältesten nachweislichen Besitzer waren: 1684 Johann Baptist Romanini; 1700 Adolf Röder, Hoffzingießer; 1775 Georg Pichler, Oebstler; 1783 Magdalena Pichler; 1806 Therese Pichler; 1820 Magdalena Pichler; 1828 Therese Pichler; 1833 Therese und Magdalena Pichler und später Josefa Schnitzer. Der gegenwärtige Besitzer ist der Kaufmann Teller.

bestand ursprünglich aus zwei Häusern mit der Nummer 1102 und 1116 und wurde bereits im Jahre 1700 von Johann Widmann (damaligem Hausbesitzer) in Eins zusammengebaut. In diesem Jahre erhielt es auch das Schild: „Zum blauen Hirsch," das erst in neuester Zeit von diesem Hause verschwand. Die Hauptfront reicht in die Kärntnerstrasse, mit der Seitenfront bildet es die Donnergasse, frühere Spitalsgasse, weil sie zum Spitalsplatz führte. [1])

Das gräflich Stürmer'sche Haus Nr. 1053 (neu 5)

war noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein wenig ansehnliches, dreistöckiges Gebäude mit zwei hohen Spitzdächern, einem grossen Dachaufzuge und Gitterfenstern, wie wir es links im Bilde ***sub Fig. 58*** an die „Mehlgrube" angebaut sehen; erst in späterer Zeit erhielt es durch Umbau seine heutige, vollständig neue Gestalt. Es war Eigenthum der Katharina Gräfin v. Stürmer und ging dann durch Kauf auf den heutigen Besitzer, einen Herrn Ujfay, über. Ungeachtet dieses Besitzwechsels erhielt sich der alte Name „Stürmer" dennoch im Volksmunde und das Haus wird noch immer das Stürmer'sche genannt. [2])

Die Mehlluken oder Mehlgrube, heute Hotel Munsch Nr. 1045 (neu 6).

Dieses althistorische Haus, an das sich viele kostbare Erinnerungen knüpfen, kommt schon in den ältesten Urkunden als magistratisches Eigenthum vor und diente als städtisches Mehldepot und Metzenleihanstalt, daher der Name „Mehlluken" und später „Mehlgrube", und wurde stets zum Ausmiethen und die Locale im ersten Stocke, insbesondere im Fasching, zur Abhaltung von „Fastnachtstänzen" benützt. Dieser imposante Monumentalbau wurde 1698 von Fischer v. Erlach entworfen und von den Baumeistern Georg Bowanga und Christian Oetl in jener herrlichen Gestalt ausgeführt, wie wir ihn in ***Figur 58*** sehen.

Mit der Geschichte dieses Hauses ist auch die Geschichte der Faschingsvergnügungen Wiens aus dem vorigen Jahrhundert enge verbunden, und ich will hiervon einige interessante Vorfälle erzählen.

Im ersten Viertel des XVIII. Jahrhunderts z. B. machten die sogenannten „Ahnenbälle" hier viel von sich reden und waren so eigenthümlicher Natur, dass sie, genau besehen, als Beitrag zur Culturgeschichte der Sitten, Moden und des herrschenden Geschmackes der damaligen höheren Wiener Gesellschaft betrachtet werden können.

Die Ahnenbälle in der Mehlgrube vom Jahre 1726 bis 1790.

Es war dies die Zeit, wo bereits französischer Einfluss die steife spanische Sitte, das spanische Ceremoniel am Wiener Hofe verdrängte und wo sich schon leichtere Umgangs-

---

[1]) Die ältesten Besitzer waren laut Grundbuch im Jahre 1684 Johann Christian Geist und Johann Zwenger's Erben; 1700 Johann Widmann; 1775 Anna Barbara von Fetzer; 1806 Barbara von Fetzer und Johann von Zoller; 1822 Johann Zoller, Francisca Salbin und Maria Anna Pittner; 1828 Johann von Zoller'sche Erben und später Josef und Josefa Nitter.

[2]) Das edle Geschlecht der „Stürmer" schenkte dem Vaterlande viele ausgezeichnete Staatsmänner, so z. B. als sich die Familie noch im Freiherrenstande befand, glänzte ein **Ignaz** Freiherr von **Stürmer**, der im Jahre 1787 zu Cherson in der Krim bei der Zusammenkunft Josefs II. mit Katharina II. intervenirte und im Jahre 1791 nach den Türkenkriegen die türkische Gesandtschaft in Wien als Hofcommissär zu empfangen hatte. Er ist derselbe, der später als Director der zweiten Abtheilung der geheimen Hof- und Staatskanzlei mehrmals in Abwesenheit des Fürsten Metternich die Oberleitung des Departements der auswärtigen Angelegenheiten führte. Er war am 21. August 1739 in Wien geboren und starb hier am 2. December 1829. Ebenso wurde auch **Bartholomäus Freiherr von Stürmer** zu wichtigen diplomatischen Sendungen verwendet. Er war der Erste, der im Jahre 1813 die Nachricht vom Rückzuge der Franzosen aus Russland ins österreichische Hauptquartier brachte und im Jahre 1816 nach der Insel St. Helena als erster österreichischer Commissär abgesendet wurde, wo er bis zum Jahre 1818 mit Napoleon verblieb und im Jahre 1820 als Augenzeuge des grossen Gefangenen mancherlei pikante Nachrichten und intime Details nach Europa brachte und sich dann abwechselnd in Wien, Paris und London aufhielt, bis er endlich im Jahre 1833 zum kaiserlichen Internuntius bei der ottomanischen Pforte ernannt wurde.

formen in der höheren Gesellschaft nach Muster der französischen bemerkbar machten. Die Fastenpredigten, die kirchlichen Feste, wobei z. B. früher Leopold I. oft dreimal im Tage officiell eine Messe hören musste, die steifen Hoftafeln und Festlichkeiten, selbst die läppischen Stegreifkomödien und einfältigen Spässe eines Hanswurst langweilten den hohen Adel. Man fühlte die tiefe Geistesnacht, in der man geknebelt war, denn während bereits Racine's „Bajazet" (1672), „Phädra" (1677), Molière's „Tartuffe" (1667), „Der eingebildete Kranke" (1673), Voltaire's „Alzire" (1736), „Mahomet" (1742), „Merope" (1743) im *Théâtre français* die Geister erhitzten, fand man sich mit den schalen Spässen eines Stradnitzky noch immer ab, so gut man konnte. Langweile war also der Grundton der hohen Gesellschaft und der Kampf gegen diese Uebermacht der einzige Hauptberuf, die einzige Hauptaufgabe der Wiener Gesellschaft. Ein solcher Kampf jedoch liess sich natürlich nur gemeinsam führen, es entstand sonach eine Art „neue Disciplin", eine Art neuer Cultus, den man „Salonleben" nannte. Schon am Morgen drängte sich die Frage auf, wie der neue Tag todtzuschlagen sei: wenn man sich im Theater oder bei einer Musikaufführung langweilte, wenn man trotz der luxuriösesten Jagdpartien, Pirutschaden, Schlittaschen eine geistige Leere verspürte, wenn das Lesen in spanischen und italienischen Büchern zum Ueberdruss wurde: dann sehnte man sich Abends in die Gesellschaft, wo man über Theater, Musik, Literatur zu sprechen begann. Ein Jeder trug zur allgemeinen Unterhaltung etwas bei und es entspann sich ein anregender Wettstreit der Wechselrede, wobei die Gedanken wie Brillantfeuerwerk aufleuchteten, um schnell wieder wie eine Rakete zu verlöschen, kurz, man fühlte zum ersten Male das Bedürfniss einer geistigen Friction, das Bedürfniss der gesellschaftlichen Conversation, es entstand das Salonleben, die „Salon-Causerie", die es nach französischem Muster mit der Moral wohl nicht sehr Ernst nahm, bei der man sich aber dafür gut unterhielt und zerstreute.

Um 1 Uhr Mittags pflegte man zu diniren, um 7 Uhr in's Theater zu gehen, um 10 Uhr zu soupiren, die Zwischenzeit gehörte dem Salon, der Gesellschaft. Es war daher ein wahres Labsal, dass ein gewisser Accriboni, der, ein Liebling des Adels, bei Prinz Eugen als Garderobier und Arrangeur von Bällen und Festlichkeiten im Dienste stand, vom Prinzen die Erlaubniss erhielt, im Jahre 1726 glänzende Maskenbälle in dem grossen Saale der Mehlgrube für den höchsten Adel mit dem Eintrittspreise von einem Ducaten geben zu dürfen. [1])

Natürlich drängten sich alle hohen Herrschaften hinein und es war eine illustre Gesellschaft, die sich durch Geburt und Machtstellung auszeichnete. Man ging bei der Wahl der Geladenen so ängstlich vor, dass sich die Besucher, um Zutritt zu erlangen, über eine bestimmte Anzahl Ahnen auszuweisen hatten, was diesen Tanzvergnügungen scherzweise den Namen **„Ahnenbälle"** im Volksmunde einbrachte.

Eine neue Anziehungskraft hatten die von ihm im Jahre 1728 arrangirten „Kinderbälle". Selbige mussten aber schon um 9 Uhr zu Ende sein, worauf die vornehmen Herrschaften den Ball fortsetzten.

Die höchste Blüthe erreichten die Ahnenbälle um die Zeit von 1729 bis 1730; es war bereits gang und gäbe, den höchsten Glanz, den reichsten Toiletteprunk hier zu entfalten; die kostbarsten Diamantgarnituren, die man das ganze Jahr über sorgfältig im Schmuckkästchen verwahrte,

---

[1]) Accriboni war Italiener von Geburt, leichte gefällige Manieren, schöne Umgangsformen, die man damals besonders schätzte, gewannen ihm die Sympathie des Adels. Durch Empfehlung kam er frühzeitig in das Haus des allvermögenden Prinzen Eugen, der ihn als Garderobier und Festarrangeur in seine Dienste nahm. Er war ein offener Kopf, machte sich durch Geschmack in Anordnung von Festlichkeiten Renommée und war so der Liebling der Wiener hohen Gesellschaft, Alles sprach von **Accriboni „dem schönen Garderobier des alten Prinzen".** Man wollte nur von ihm die Feste arrangirt haben: so kam es denn, dass er der Schöpfer der Adelsbälle wurde, die ihm viel Geld eintrugen, aber zugleich auch den Untergang bereiteten, denn als verschiedene Misshelligkeiten durch die strenge Abschliessung der Aristokratie von der Bürgerschaft entstand und deshalb eingestellt werden mussten, ging er in Pension und zog sich nach Pisa zurück, wo er als öffentlicher Tanzmeister im Jahre 1750 starb.

hier mussten sie strahlen und schimmern, um die Andern schadenfroh zu verdunkeln, es entstand ein Wettstreit an Luxus und Reichthum. Bei Gelegenheit dieser Feste wurden eines Abends mehrere Personen niederen Ranges auf eine sie compromittirende, Aufsehen erregende Weise vom Tanzsaal entfernt, was Anlass zu verschiedenen missliebigen Reden und Sticheleien im Publicum gab. Das Volk nahm wie gewöhnlich Partei für die Beleidigten und sprach sich hierüber öffentlich aus; man beklagte zwar den Vorfall, liess aber dabei nicht undeutlich durchschimmern, dass es denn doch eine grosse Anmassung des Adels gegenüber den Bürgern gewesen sei, und setzte hinzu, dass die Bürgerlichen wohl gut seien, dem vornehmen Adel Geld darzuleihen, der Adel es aber dennoch unter seiner Würde halte, mit der bürgerlichen Canaille in Verkehr zu treten. Diese Reibungen drohten wirklich grössere Dimensionen anzunehmen, daher es der Adel vorzog, sich lieber zurückzuziehen; die Bälle wurden zwar fortgesetzt, bekamen aber einen durchaus bürgerlichen Anstrich. Accriboni ging in Pension und die Bälle verloren bis zum Jahre 1790 immer mehr und mehr an Prunk und Eleganz und wurden endlich nach diesem Jahre ein wahrer Tummelplatz des ordinärsten Pöbels und kamen endlich in so eklen Ruf, dass sie gänzlich geschlossen werden mussten.

Mit Beginn des XIX. Jahrhundertes war die Mehlgrube ein „Casino“ und es wurden neuerdings Kinderbälle gegeben, da sie aber in einem gewissen Zusammenhange mit den gräflich Pálffy'schen Kinderballets im Wiedener Theater standen, die wegen verschiedener Unzukömmlichkeiten auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers Franz I. geschlossen wurden, so mussten auch diese aufhören, und es wurden die Saallocalitäten nur noch für einzelne Festlichkeiten von Fall zu Fall geöffnet. In den Dreissigerjahren jedoch bemächtigten sich die Wiener Journalisten dieser verlassenen Stätte, und obgleich es damals keine Vereine gab, noch geben durfte, so wusste es dennoch der damals in die Mode gekommene und tonangebende M. G. Saphir durchzusetzen, dass allwöchentlich sogenannte Journalistenabende während des Winters gegeben werden durften, die man „Concordia“ nannte. So kam die alte Mehlgrube unter dem Namen „Casino“ wieder in neuen Flor. Dass aber Saphir überhaupt in der schöngeistigen Wiener Literatur eine dominirende Stellung einzunehmen vermochte, war offenbar ein böses Zeichen der Zeit und ein sprechender Beweis dafür, dass die geistigen Bestrebungen auf dem Felde der schönen Literatur gegenüber den so bedeutsamen Meisterwerken Deutschlands bei uns noch sehr im Argen lagen und es nur aus socialen und politischen Missständen sich erklären lasse, wenn Saphir in Wien wirklich eine so unbegreifliche Suprematie erreichen konnte, wie es in der That der Fall war. Es dürfte daher den Leser interessiren, die Wiener Literaturepoche jener Tage näher in's Auge zu fassen.

Die schöngeistige Literaturepoche Wiens vom Jahre 1830 bis 1848 und ihr Schildträger Saphir.

Es war dies die trübe Zeit der allgemeinen Blasirtheit und geistigen Bevormundung. Die traurigen politischen Verhältnisse brachten dies so mit sich. Nach jedem freien Wort wurde gefahndet, jeder freie Gedanke ängstlich bewacht. Man nährte sich also nur vom Klatsch über Schauspieler, Virtuosen und Possenreisser. In den Schaufenstern der Wiener Kunsthändler sah man nichts als Porträts schöner Tänzerinnen, gefeierter Sängerinnen etc.; von verdienstvollen Männern der Wissenschaft, von Denkern, die ihrem Jahrhundert vorangeeilt, sprach man kein Wort. Dieselbe Blasirtheit machte sich auch auf dem Felde unserer Wiener Literatur bemerkbar. Es gab in Wien überhaupt noch keinen eigentlichen „Schriftstellerstand“, d. h. man war noch nicht zur Erkenntniss gelangt, dass die literarische Arbeit mindestens eben so gut dasselbe Anrecht auf Entlohnung habe wie jeder andere Stand. Dieses Missverkennen kam daher, weil das Volk die Würde eines Standes nach seinen Einkünften oder pecuniären Vortheilen zu schätzen pflegte. Nun war es in der That in Wien fast Niemandem möglich von dem blossen Ertrage seiner Feder zu leben, und man witterte daher hinter jedem einen „Thunichtgut“, der nicht nebstbei einen bestimmten Beruf,

eine specielle Stellung, ein Aemtchen oder Dienstchen hatte, und verband mit dem so schönen und stolzen Namen „Literatur“ einen gerade nicht sehr ehrenvollen Nebenbegriff. Derlei despectirliche Anschauungen machten natürlich die Stellung eines Schriftstellers zu einer nicht eben beneidenswerthen und das Literatenthum zu einem unsicheren, ja nahezu rechtlosen. Unter diesen Umständen war es wohl begreiflich, dass die ganze Literatur in Oesterreich, namentlich die „schöngeistige“, bei uns in Wien sehr im Argen lag. Zum Glück nahmen es die sogenannten gemüthlichen Wiener mit dem Bücherlesen nicht sehr genau und stellten an ihre Schriftsteller keine grossen Ansprüche. Die gutmüthigen, leichtlebigen, genusssüchtigen, von der Polizei mit Argusaugen überwachten Wiener verlangten daher von ihren Schriftstellern nichts als oberflächliche Unterhaltung, flüchtiges Amusement, kein tieferes Versenken in den Gegenstand, keine geistige Sammlung, kein ernstes Wollen, sie nahmen mit dem Rauch statt mit dem Braten in der Literatur vorlieb. Sie wollten sich in dieser geistigen Einöde wenigstens mit Lachen die Zeit vertreiben, Lachen um jeden Preis, gleichviel worüber oder über wen immer, war die Parole.

Diesen Zustand machte sich Saphir wohl zu Nutzen und verlegte sich also auf Spässe, auf Wortspiele und Wortverdrehungen und wurde ein literarischer Clown. Natürlich verfehlten derlei Witze nie ihre durchschlagende Wirkung, und schnell wie der Blitz gingen sie von Mund zu Mund durch die ganze Stadt. Die Wortspiele wurden ihm endlich so geläufig, dass er wo er ging und stand Witze riss; man drängte sich förmlich in seine Nähe, um von ihm ein improvisirtes Witzwort zu hören und war glücklich, solches weitercolportiren zu können. Man lachte über ihn und übertrug dieses Lachen auch auf seinen „Humoristen“, eine satirische Zeitschrift, die er seit dem Jahre 1833 herausgab und selbst redigirte. Man las das Blatt mit einem wahren Heisshunger und sah nur, ob heute von ihm etwas geschrieben stände. Fiel ihm unglücklicherweise an diesem Tage just kein Witz ein, so hungerte geistig die ganze Stadt. Natürlich musste er unter solchen Verhältnissen eine dominirende Stellung einnehmen, und hinter ihm trabten seine Nachahmer Castelli, Bäuerle etc. wie Bediente hinter ihrem Herrn. Im Casino am Mehlmarkt, in der sogenannten „Concordia“, beherrschte er die ganze Gesellschaft, auch war er seines boshaften Witzes wegen sehr gefürchtet. Doch als das Achtundvierzigerjahr hereinbrach, war auch seine Herrschaft zu Ende. Seine Wortspiele genügten nicht mehr, man sehnte sich nach besserer, kräftigerer Kost, man wurde mündig, man sah ein, dass der blosse Witz, soll er auf Geist Anspruch machen, in anderer Weise gehandhabt werden müsse, als durch schale Wortspielereien, Verdrehungen und Verrenkungen, und nach seinem im Jahre 1854 erfolgten Tode war er, der ehemalige Lieblingsspassmacher, wieder vergessen. Still und stumm schloss sich über ihm das Grab, und wehmuthsvoll lesen wir auf seinem Grabsteine am Matzleinsdorfer protestantischen Friedhofe die von ihm selbst gedichteten Verse:

„Meine Seele, Herr, leg' ich in deine Hand,
Wenn du mich einrufst in dein Sternenland.
Zu jeder Stund', zu jeder Zeit
Bin ich auf deinen Ruf bereit.
Ich bin mir keiner Sünd' bewusst,
Die in der Todesstund' beengt die Brust.
Was ich im dunklen Lebensgang
Geirrt, gefehlt mein Lebelang,
Vergebe mir in Gnad' und Huld,
Denn Irrthum war es und nicht Schuld.“

Seitdem rollte das Rad der Zeit bereits eine gewaltig weite Strecke hinab, und alle Verhältnisse Oesterreichs haben sich seitdem gleich einem Märchentraume geändert. Auch unsere literarischen Verhältnisse sind nicht mehr dieselben geblieben, sie haben sich zum Besseren gewendet; unsere heutigen Dichter und Schriftsteller können sich stolz mit ihren deutschen Brüdern messen in sinnigem und innigem Schaffen, und auch das Volk betrachtet bereits den Schriftsteller als nützliches Mitglied der Gesellschaft und achtet seinen Beruf gleich jenem der anderen Stände. [1])

[1]) Saphir, den ich persönlich kannte und in dessen Gesellschaft ich oft manche Stunde zubrachte, war mittelgross, etwas untersetzt und trug eine blonde Perrücke in kleinen gedrehten Locken. Hinter seiner goldenen Brille blitzten mattgraue, schalk-

Das Haus „zum weissen Schwan" Nr. 1044 (neu 7)

war seit ältesten Zeiten ein Mehldepôt und wurde „der gemeinen Stadt Wien Getreidekasten" genannt, auch befand sich hier der sogenannte „Stadtmetzen", d. i. ein als gesetzliches Mass geltender „Mustermetzen", mit dem hier an Markttagen das Mass officiell probirt wurde.

Im Jahre 1684 kam es in Besitz der Georg Hardit'schen Erben und wurde im Jahre 1700 als „Gast- und Einkehrwirthshaus" mit dem Schilde „zum weissen Schwan" umgebaut, von dem die anstossende Gasse ihren jetzigen Namen „Schwanengasse" erhielt.

Im Jahre 1775 wurde es von Franz Herzog, Juris Doctor, angekauft, von dem es im Jahre 1783 auf die Familie Unterreiner überging und von der es endlich im Jahre 1806 Josef Fürst von Schwarzenberg erkaufte. Im Jahre 1847 wurde es von Grund aus niedergerissen

---

hafte Augen hervor. Sein Gesicht, etwas von Blattern markirt, war nichts weniger als schön, vielmehr verlieh ihm die nach innen eingedrückte platte Nase und der von einem rothblonden, unordentlich herabhängenden Schnurrbarte bedeckte grosse Mund einen fast hässlichen Ausdruck. Seine Stimme war näselnd und schwach, so dass seine Aussprache oft undeutlich wurde, sein Temperament immer lebhaft und meist von heftigen Gesticulationen begleitet. Seine Eitelkeit zu gefallen liess ihn immer in der sorgfältigsten Toilette erscheinen. Mit Fremden sprach er nie und nur in kurzen abgerissenen Worten. Sein zündender Witz hatte allerdings etwas Bestechendes, dem er oft persönliche Vortheile opferte; auch seine Kunst zu rühren, wie z. B. in seinen „wilden Rosen", kann nicht geleugnet werden. Gewiss waren Saphir reiche Gaben verliehen, doch benützte er sie zu hastig, zu oberflächlich. Seine Muse gab uns nur flüchtiges Wallen, selten nachhaltiges Fühlen. Er warf schnödes Brausepulver in gewöhnlichen Wein und wollte uns überreden, es wäre echter Champagner. Die älteren Wiener werden sich seiner recht gut erinnern und werden es wissen, wie eigenthümlich sein ganzes Wesen und seine Art Witze zu machen war. Ich erinnere mich noch recht lebhaft eines Sonntages in Baden, wo ich den ganzen Tag über bis spät in die Nacht in seiner Gesellschaft zubrachte, und will meinen jüngeren Lesern ein Blatt aus meinem Tagebuche mittheilen, das über jenen denkwürdigen Sonntag referirt. Saphir gab nämlich alljährlich in Baden, wo er den Sommer über wohnte, sogenannte humoristische Vorlesungen, die von der Elite der Residenz bis zum Erdrücken besucht waren. Auch an jenem Sonntage fand eine solche Vorlesung statt. Ein kleines Tischchen, auf dem einige geschriebene Blätter und mehrere Gläser Wasser standen, war der ganze Apparat. Er trat ein, verbeugte sich dreimal und fing aus den vor ihm liegenden Blättern zu lesen an. Er hatte sich Baden zur Zielscheibe des Witzes gewählt und fing an: „Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Baden kömmt mir vor wie eine mathematische Figur, „es ist ein rechter Winkel," und über die neuen Parkanlagen sagte er: „Die Badner machen es mit ihren Anlagen wie Pythagoras mit seinen Schülern, der behauptete, „man muss die Anlagen sich selbst überlassen." Nach dem Speisen gab er Nachmittags ein kleines Kartenspiel in seiner Wohnung, und jeder der Geladenen musste ihm ein Geschenk bringen. Die verstorbene Schauspielerin Waas war auch geladen und brachte ein kleines „Petschirstöckchen" aus „Onyxstein"; Saphir nahm es in die Hand, hielt es hoch empor und rief laut mit Betonung: „O, nix!" (o, nichts) auf die Geringfügigkeit des Geschenkes anspielend. Abends war Theater und nach demselben gingen wir in die Badener Redoute, wo sämmtliche Schauspieler anwesend waren. Saphir trat auf den Souffleur zu, klopfte ihm auf die Achsel und sagte bedeutungsvoll: „A, mein Herr, von Ihnen habe ich schon Vieles gehört," beschämt zog sich der Souffleur zurück. Eines Abends war er bei der Schauspielerin Waas geladen. Es war noch Niemand anwesend als Herr Weiss (damals Komiker der Josefstadt) und Frau Waas, der ich die nachfolgende charakteristische Anekdote verdanke. Saphir trat nun zu beiden hin und flüsterte ihnen die Worte „Ich weiss was" mit besonderer Betonung zu, indem er zuerst auf sich, dann auf Herrn Weiss und zuletzt auf die Frau des Hauses mit dem Finger zeigte. Neugierig drangen sie natürlich jetzt in ihn, zu sagen, was er denn wisse. „Ja," erwiederte er lachend, „ich habe nichts Anderes gesagt, als: Ich weiss was („Ich" „Weiss" „Waas"). Derlei Gelegenheitsspielereien pflegte er immer zu machen, sie kennzeichneten seine Stegreifmanier und genügten vollständig, einen ganzen Tag hindurch die Lachlust der blasirten Gesellschaft rege zu erhalten. Saphir wurde am 8. Februar 1795 in Lovas-Berény (einem kleinen Dorfe bei Stuhlweissenburg) als Kind armer jüdischer Eltern geboren, machte sich frühzeitig als Literat und später als Herausgeber von Zeitschriften („Berliner Schnellpost," „Berliner Courier," „Deutscher Horizont" und „Bazar") in Berlin und München bemerkbar, kam dann in den Dreissigerjahren, als eben der gemüthliche „Literaturschlendrian" in voller Blüthe stand, nach Wien, gab hier zuerst mit Bäuerle die „Theaterzeitung" und dann allein den „Humoristen" heraus und wurde durch seine fortgesetzt boshaften Ausfälle gegen Schauspieler und Theaterdichter ein äusserst gefährlicher, sehr gefürchteter Kritiker. So nannte er z. B. den hochverdienten Anschütz einen „Patron der Hausmeister", weil alle Stücke, in denen er die Hauptrolle zu spielen hatte, durch sein allzu gedehntes Pathos um eine halbe Stunde später endeten, daher auch das Publicum regelmässig „Thorsperre" zahlte. Ueber die damals neu auftauchenden politischen Dichter sagte er z. B.: „Es gibt keine politischen Dichter, denn wären sie politisch, so wären sie keine Dichter." Von seinen vielen Arbeiten, die übrigens meist nur für den Tag berechnet waren, dürften die „wilden Rosen" wohl alle übrigen weit überragen.

und durch ein modernes vierstöckiges Zinshaus ersetzt. Der gegenwärtige Besitzer ist Johann Adolf Fürst von Schwarzenberg.

Als historische Merkwürdigkeit verdient besonders angeführt zu werden, dass das frühere Einkehrwirthshaus im April 1744 den grossen Laudon beherbergte. Er war eben aus dem russischen Kriege gekommen, wo ihn hier sein früherer Kriegsgenosse, der Pandurenoberst Baron Trenk, zufällig auffand und ihn bestimmte, eine österreichische Hauptmannsstelle anzunehmen. [1]) Von dieser Zeit an vollzogen sich die Lebenswege dieses Kriegshelden so merkwürdig und für die Geschicke Oesterreichs so entscheidend, dass ein kurzer Rückblick auf die Person Laudon's hier willkommen sein dürfte.

Gideon Ernst Freiherr von Laudon, der Kriegsheld,

führte anfänglich ein vielbewegtes, wenig vom Glücke begünstigtes Leben. Schon mit 15 Jahren kam er als Cadet in russische Dienste. Etwas Geometrie und Geographie war Alles, was er mitbrachte. Die mangelnden Kenntnisse wusste er jedoch durch reiche Naturgaben zu ersetzen. Seinen ersten Feldzug machte er in Polen (1733) mit, kam mit den russischen Hilfsvölkern an den Rhein (1735) und dann zurück unter Feldmarschall Münch gegen die Türken (1736). Nach dem Frieden mit der Pforte fand er zu Petersburg nicht die Befriedigung seiner Wünsche und wendete sich nach Berlin, wo er sich dem grossen Friedrich vorstellte mit der Bitte, eine seinen Fähigkeiten entsprechende Stelle zu erhalten. Lange bittere Tage wartete er auf die Audienz, währenddem er, mittellos wie er war, sich durch Abschreiben kümmerlich ernähren musste. Endlich nahte die entscheidende Stunde. Der grosse Friedrich, sonst ein Menschenkenner, sah ihn einen Augenblick scharf an, kehrte Laudon den Rücken und sagte zu den ihn umstehenden Officieren in französischer Sprache: „Die Physiognomie dieses Menschen gefällt mir nicht." Nun verfolgte Laudon seinen alten Vorsatz und ging nach Wien, wo er am Neuen Markt im Schwanenwirthshause sich einlogirte. Seine unvermuthete Zusammenkunft mit dem Pandurenobersten Trenk und eine zufällige Unterredung mit dem Grossherzog, nachmaligem Kaiser Franz, welchem Theresia so manches verkannte Talent zu danken hatte, in den Vorzimmern von Schönbrunn, wo er wartete und sich mit dem Prinzen, ohne ihn zu erkennen, längere Zeit unterhielt, verschaffte ihm eine Anstellung als Hauptmann unter dem Pandurencorps des Obersten Trenk. Leider war er auch hier nicht glücklich, denn schon beim nächsten Feldzug bei einem Uebergang über den Rhein wurde er bei Elsasszabern das einzige Mal in seinem Leben, aber schwer, verwundet und gefangen, denn eine Musketenkugel fuhr ihm an der rechten Brustseite in den Leib und beim Schulterblatte wieder heraus. Die Cur war langsam und schmerzhaft, weil ein metallener Knopf seines Dollmans, den sie mitgerissen, wieder aus dem Leibe geholt werden musste. Nach seiner Auswechslung betheiligte er sich bei der Schlacht von Hohenfriedberg und Sorr. Indessen hatte er mit seinem Obersten, dem kühnen, aber übermüthigen und grausamen Trenk, heftigen Streit bekommen und war genöthigt seine Entlassung zu fordern und nach Wien zurückzugehen, wo er einer neuen Anstellung entgegenharrte. Laudon lebte als reducirter Hauptmann in Wien sehr kümmerlich. Seine ganze Erholung bestand, wie seine Geschichtschreiber erzählen, darin, dass er Abends einen Garten in der Alsergasse auf ein Glas wohlfeilen Weines besuchte, und sein einziger Kummer war, dass er nicht vermochte sich die nöthigen Hilfsmittel zu seinen Lieblingsstudien, den mathematischen Wissenschaften und der militärischen Geographie, beizuschaffen. Endlich verschafften ihm seine Freunde eine Majorsstelle im Liccanerregimente, und er zog in den Hafen des häuslichen Glückes ein, indem er sich zu Pösing in Ungarn mit Clara von Hagen, der Tochter eines croatischen Officiers, verheiratete.

---

[1]) Vide Täubner's „Leben Laudons" Seite 60—62.

Nun lebte er über fünf Jahre ruhig in der Licca. Alle Musse, die ihm der Dienst gelassen, verwendete er zur Erweiterung seiner wenigen theoretischen Kenntnisse, wobei die Landkarten der Gegenstand seiner Lieblingsbeschäftigung waren; sie blieben es auch im späteren Leben. Er selbst trug nicht wenig dazu bei, den bedenklichen Aufruhr zu stillen, der bei den Grenzvölkern der neuen Reformen wegen entstanden war. Aber das Unglück heftete sich auch hier wie immer an seine Sohlen. Der Commandirende in Croatien General Petazzi warf ohne besondere Veranlassung einen glühenden Hass auf Laudon und strich ihn geradezu aus der Liste jener Officiere, die mit den Regimentern zu Felde ziehen sollten, welche der eben ausgebrochene siebenjährige Krieg (1756) nach Böhmen und Mähren rief. Laudon, hierüber aufs Tiefste in seiner militärischen Ehre gekränkt, wagte den unerhörten Schritt, ohne alle Anfrage auf eigene Faust nach Wien zu gehen, um dort Gerechtigkeit zu suchen. Aber auch dahin verfolgten ihn Petazzi's Berichte, die ihn als einen ruhestörenden, intriganten, gefährlichen Menschen schilderten. Es waren dies die gewöhnlichen Waffen der beschränkten Mittelmässigkeit gegen das sie verdunkelnde Talent, durch freche Verleumdung das Herz anzugreifen, wenn man die Vorzüge des Kopfes nicht mehr zu läugnen vermag. Schon war der Bescheid im Expedit des Hofkriegsrathes angelangt, der Laudon mit einem derben Verweis wegen seiner Insubordination an die Grenze zurücksenden sollte, als eben noch zur rechten Stunde Elias von Hochstetten, sein Freund, aus Petersburg als rettender Engel erschien und ihn beim grossen Kaunitz, dem mächtigen Staatskanzler, einführte. Von da ab schien sich sein Missgeschick zum Bessern wenden zu wollen. Denn dieser Kenner des wahren Verdienstes hatte bald seinen Mann entziffert und war von dieser Zeit an Laudon's thätigster Beschützer und blieb auch in der Folge sein wärmster Freund. Loudon wurde zum Oberstlieutenant ernannt. Der Befehl traf ihn in einem ärmlichen Dachstübchen bei einem Schneider in der Ungargasse, wonach er zu Feldmarschall Browne nach Böhmen einzurücken hatte. Die Schlacht bei Lobositz war zwar bereits geliefert, doch kam er in die Lage, die uns befreundeten Sachsen am 8. October 1756 aus dem Lager bei Pirna zu befreien und ihnen seine 2000 Croaten zuzuführen. Auf dem Rückweg überfiel er Teschen, richtete die darin befindliche preussische Cavallerie zu Grunde und machte reiche Beute. Aehnliche Streifereien vollführte er im darauffolgenden Winter 1757 mit ausserordentlicher Kühnheit und ununterbrochenem Kriegsglück. Beim Ueberfall von Hirschfeld (Februar 1757) hatte Laudon den schwersten Antheil und rückte am 17. Februar 1757 zum Obersten vor. Bei Prag theilte er die Gefahr der Schlacht (6. Mai 1757), verfolgte den Feldmarschall Keith und machte viele Gefangene und Beute. Am 26. Juni 1757 nahm Laudon einen grossen preussischen Transport zwischen Lobositz und Welmina weg und that sich in verschiedenen anderen Gefechten ungemein hervor.

Ein merkwürdiger Zufall ist es, dass Laudon sein „Generalspatent" gerade aus den Händen seines Feindes, des Königs von Preussen, mit einem verbindlichen Compliment zugeschickt erhielt, denn ein Courier aus Wien, der ihm das Generalsdiplom überbringen sollte, wurde von den preussischen Huszaren aufgefangen und zum König gebracht. Bei dem denkwürdigen Ueberfall bei „Hochkirchen" (14. October 1758) hatte Laudon den entscheidendsten Theil. Daun schrieb selbst in seinem Hofbericht: **„Man muß diesen Sieg der Tapferkeit, Standhaftigkeit Ihrer Majestät Truppen besonders der Infanterie, wie auch den Gränzern unter General Laudon zuschreiben."**

Er erhielt zur Belohnung für seine Tapferkeit den Theresienorden und sechs Monate später wegen seines entscheidenden Antheiles an der Befreiung von Olmütz das Grosskreuz desselben Ordens und die Erhebung in den Freiherrnstand. Der Sieg von Kunersdorf brachte ihm den Rang und Titel eines Feldzeugmeisters ein.

Es ist kein Zweifel, dass Laudon während des siebenjährigen Krieges glänzendere Ruhmesthaten vollführte als Lacy und auch dadurch berühmter wurde als letzterer. Da aber keinem Sterblichen das Glück ungetrübt zu Theil wird, so sollte gerade sein glänzender Sieges-

ruhm zur Dornenkrone werden, indem Lacy neidvoll diese Ueberlegenheit empfand und seine natürliche Abneigung gegen Laudon auch dem Kaiser einzuflössen sich bemühte; und als Daun starb, wurde nicht Laudon, sondern Lacy zum Präsidenten des Hofkriegsrathes ernannt. Der zum Trübsinn ohnehin geneigte Laudon wurde so verstimmt, dass er mehrere Male auf dem Punkte stand, seinen Kriegsdienst in Oesterreich aufzugeben und mit jenem von Sachsen zu vertauschen. [1]) Dass übrigens Lacy wirklich den Stachel der Eifersucht fühlte, ist kein Zweifel und geht sogar aus einer Stelle eines Briefes hervor, den Kaiser Josef eigenhändig an Lacy geschrieben. Die bezügliche Stelle lautet: **„Was aber den kleinen Krieg angeht, den Sie gegen uns wegen der an Laudon und Hadik geschriebenen Briefe führen, so kann ich Ihnen nichts Anderes antworten, als daß die Freundschaft dem Ehebunde gleicht. Es soll darin keine Eifersucht geben und eine völlige Beruhigung über die gegenseitige Redlichkeit und Aufrichtigkeit hat ihre Grundlage zu bilden.“ Josef.** [2])

Zehn Jahre später trug sich Laudon abermals mit Austrittsgedanken und begehrte wegen seiner leidenden Gesundheit seine Entlassung, worauf man ihn zum Generalinspector der Infanterie machte. Als man aber diese Stelle, wahrscheinlich auf Antrieb Lacy's, wieder aufhob, zog er sich auf sein Gut Beczmar in Böhmen zurück, wo er in stiller Zurückgezogenheit dem Studium der Militärwissenschaften lebte. Man entriss ihn zwar abermals der ländlichen Ruhe, indem man ihn (1769) zum commandirenden General in Mähren machte, aber das Soldatenspiel im Frieden war nicht seine Sache, er hielt es nicht lange auf diesem Posten aus und zog sich abermals nach Beczmar zurück. Da er aber dieses Besitzes der in Böhmen ausgebrochenen Unruhen wegen überdrüssig wurde und in der Person der Kaiserin selbst eine gute Käuferin fand, so machte er das Gut zu Geld und kaufte sich in Hadersdorf bei Wien im November 1776 an. Hier blieb er einsam und zurückgezogen und nur an Galatagen sah man ihn zuweilen bei Hof. Mittlerweile brach der Krieg gegen die Türkei aus. Anfangs glaubte der Kaiser, den Krieg auch ohne Laudon siegreich beenden zu können; da sich aber die Sache in die Länge zog, berief Josef den Heldengreis noch einmal auf die Bahn des Ruhmes (1788—1789). Laudon ging abermals zu seinen croatisch-slavonischen Truppen, die ihn als Gott verehrten, und als die Nachricht vom Siege Belgrads in Wien eintraf, sendete ihm der Kaiser aus seinem Familienschatze den grossen, ganz aus Brillanten besetzten Stern des Theresienordens, den sonst nur der Kaiser als Grossmeister des Ordens trägt. [3]) Im März 1790 kam er nach Wien zurück. Seine Reise glich einem Triumphzuge. Er hielt sich hier nicht lange auf; erschöpft durch die vielen Kriegsstrapazen kehrte er in sein Hauptquartier nach Neutitschein zurück, wo er schon kränkelnd ankam. Am 26. Juni 1790 brach ein förmliches Fieber aus, von dem ihn der Stabschirurg Göpfert am 5. Juli wohl ganz herstellte, aber eine Erkältung bei einem längeren Ritte warf ihn abermals auf's Krankenlager. Am 14. Juli 1790 fand er endlich das Ziel seines Lebens, aber nicht seines Ruhmes, der ewig in der Geschichte glänzen wird, von dem Niemand bescheidener dachte als er selbst. „Wir haben,“ sagte er noch am Sterbebette, „einen gütigen und edeldenkenden Kaiser, wir werden Frieden haben, und so wird man meine Person um so weniger vermissen.“

Er ruht in seinem Parke in Hadersdorf auf einem freien von Bäumen beschatteten Platze; die Steine der Grabstätte, aus denen sie aufgeführt ist, sind ein redendes Denkmal, sie sind nach türkischem Geschmack verziert und geordnet und einer Grabstätte aus Belgrad entnommen, die seine Aufmerksamkeit während seines dortigen Aufenthalts am meisten auf sich zog.

---

[1]) Die erste sehr interessante Mittheilung hierüber enthält das Werk des Freiherrn O. Byrn: „Johann Georg Chevalier de Saxe.“ Dresden, 1876, III. Band Seite 139—143.

[2]) Dieser Brief befindet sich unter Kaiser Josefs II. Correspondenz, in französischer Sprache geschrieben. Vide Arneth's Werk: „Maria Theresia's letzte Regierungszeit“ Seite 622.

[3]) Nach Laudon's Tode löste Kaiser Leopold II. diesen kostbaren Ordensstern um 50.000 fl. von der Witwe wieder ein.

Laudon's äussere Gestalt war so eigenthümlich wie seine Thaten. Seine Zeitgenossen erzählen, er war mittlerer Statur, gut gebaut, aber sehr mager, die Stirne hoch und gewölbt, die Haare in der Jugend röthlich, die Augenbrauen röthlich und sehr buschig aus dem Gesichte wegstehend, die Wangen stark eingefallen, das ganze Gesicht etwas länglich, die Hautfarbe sonnverbrannt, der Gesichtsausdruck ernst, verschlossen, strenge, nachdenkend. Er sprach wenig, langsam und mit Bedacht. Man würde es ihm bei ruhigem Zustande kaum angemerkt haben, dass eine so feurige Seele hinter diesem scheinbaren Phlegma schlummere; das lichtgraue Auge war im Zustande der Ruhe ohne besonderen Ausdruck, wenn aber ein Gedanke zu arbeiten begann, wurde es belebt, eine Menge Lichter sprangen plötzlich auf, die Lippen bewegten sich und das kluge Auge leuchtete mit seltsamen Glanze. Er schien alsdann wie ausgewechselt. Sein Temperament war einerseits cholerisch, andererseits melancholisch, letzteres herrschte besonders vor, wenn seine Seele ruhig war; das cholerische brauste heraus, wenn er handelte, da wurde die kalte unbewegte Seele voll Sturm und Flamme. Alles das, was von jeher allen grossen Generalen eigen war, das war auch bei ihm zu finden, Langsamkeit und Umsicht im Entwurfe, Raschheit und Stärke in der Vollbringung. Alle beiden entgegengesetzten, sich widersprechenden Seelenzustände wohnten in dieser Brust enge zusammen: Hitze und Kälte, Besonnenheit und Schnelligkeit. Alle seine grossen Handlungen bis in die kleinsten Züge lassen sich auf diese zwei Endpunkte bei ihm zurückführen. Josef II. sagte einst von ihm: „Wer überlegte, auskundschaftete, anordnete wie er und vollzöge wie er, der müsste siegen wie er.“ Bescheidenheit war der Grundzug seines Charakters. Er klagte daher oft selbst dem Kaiser über nichts so sehr, als über seinen Mangel an Kenntnissen. [1])

Leider hatte er in der Jugend wenig gelernt und musste als Mann das Versäumte mühsam nachholen. Sein natürliches Genie hob wohl diesen Mangel auf, und wenn er trotz der fehlenden Schulbildung dennoch viel Grosses und Herrliches vollführte, so erklärt es sich eben nur dadurch, dass im wirklichen Leben nicht so sehr die Fülle der Kenntnisse, als die Festigkeit des Willens Wunder wirken, und dass der Verstand oft höher steht als die Wissenschaft. Ein anderer schöner Zug seines Charakters war seine Gerechtigkeitsliebe. Wie erbittert er auch gegen seine Gegner sein konnte, so dankbar war er gegen seine Siegesgefährten. Alles liebte ihn, aber Alles fürchtete ihn auch. In seinen Kriegsberichten an den Kaiser gab er jedem das gebührende Lob, vergass auch nicht des kleinsten Verdienstes, aber seine eigene Person vermisst man stets. Wenn auch Josef II. dem grossen Organisationstalente Lacy's den Vorzug gab, so wusste er dennoch Laudon's treffliche Eigenschaft zu schätzen, und auch Maria Theresia gab ihm vielfache Beweise des Wohlwollens und der Dankbarkeit und überhäufte ihn mit Geschenken. Als z. B. Laudon sich bei Maria Theresia für eine Gnadenbezeigung bedankte, welche sie seinem Neffen Alexander zu Theil werden liess, erwiederte sie ihm in einem eigenhändigen Schreiben: [2]) **„Ein halbes Dutzend Laudhon wären mir nicht zu vill, wenn er noch einige hat, schicke er mir sie Alle, ich sehe sie als wie Kinder an,“** und Josef II. setzte im Jahre 1783 dem hochverdienten Kriegshelden ein ewig ehrendes Denkmal, indem er an die Porträtbüste Laudon's, die er im Sitzungssaale des Hofkriegsrathes aufstellen liess, die Worte durch Hofrath Sperges beifügen liess: **„Gideon Laudons, des stets strengen Feldmarschalls, des tapfern, glücklichen Kriegers, des trefflichen Bürger-Beispiels befahl Kaiser Josef II. auf daß ihm Heerführer und Krieger stets nachahmen, hier in seinem Bilde aufzustellen.“** Diese Büste und Aufschrift bilden noch heute im Sitzungssaale des Kriegsministeriums ein unvergessliches Andenken an den Ruhmeshelden Gideon Ernst Freiherrn von Laudon.

---

[1]) Vide Ebert's „Briefe“ von Gellert, Leipzig, 1828; ebenso M. Heinrich Richter's „Geistesströmungen“, Hamburg, 1878, Seite 130.

[2]) Der Originalbrief befindet sich gegenwärtig im Besitze des Ernst Freiherrn von Laudon und ist vom 7. December 1773 datirt.

Das fürstlich Schwarzenberg'sche Palais (Majoratshaus) Nr. 1054 (neu 8)

mit jener früher bestandenen imposanten, gegen den „neuen Markt" gekehrten Hauptfront, wie wir selbe im Bilde ***sub Fig. 58*** bemerken, ist von Fischer von Erlach entworfen und hat sich bis zur Stunde nicht geändert. Nur das Frontispice ober dem Hause ist heute viel einfacher und unbedeutender.[1]) Einst stand das Palais ganz frei, indem von der Klostergasse in die Kärntnerstrasse in gerader Richtung eine Strasse lief, die das Bürgerspital auf diese Art vom Palais trennte. Heute bildet der Raum, wo diese Strasse durchlief, einen Hof des Hauses, der einen Ausgang in die Kärntnerstrasse bildet; das diesen Ausgang vermittelnde Thor ist jedoch immer geschlossen. In diesem Hause gründete Ferdinand Weidner von Pillerburg 1586 eine Capelle. Das Brunnenwasser dieses Hauses war lange Zeit das beste in der ganzen Stadt, und selbst der Hof trank mit Vorliebe davon. Noch unter Maria Theresia befand sich hier die Hauptwache der Rumorknechte, und vor dieser Wache wurden auch die militärischen Straferkenntnisse vollzogen.

In diesem Hause befindet sich noch die Kanzlei des unter dem Protectorate des Fürsten Adolf von Schwarzenberg stehenden allgemeinen Pensionsinstitutes für Witwen und Waisen und des in neuester Zeit gegründeten Militär-Veteranenvereines. Im Jahre 1556 besass das Haus der Hofpostmeister Mathias de Taxis, er war derselbe, der die Posten nach deutschem Muster zuerst in Oesterreich einführte.

Das Kapuzinerkloster und die Kirche

wurden 1618 unter Kaiser Mathias II. an jener Stelle erbaut, wo rückwärts zwei dem Stifte Stokau und Altenburg gehörige Häuser und die einstige „Zaunburg" bestanden. Letztere war eine zum kaiserlichen Hofstalle gehörige Sattel- und Zeugkammer, die man auch „Schaumburgerhof" nannte. Auch wurde für's Kloster ein grosser Garten errichtet, der bis in die Spiegelgasse reichte. Wir können uns nur dann einen richtigen Begriff von der Grösse und Ausdehnung dieses Gartens machen, wenn wir bedenken, dass er noch über die Plankengasse hinausreichte und daher nicht blos den Raum der heutigen Plankengasse einnahm, sondern auch den Raum jener Häuser, die, wenn man vom neuen Markt in die Plankengasse einbiegt, an der rechten Häuserfront dieser Gasse liegen. Auch die Seilergasse erlitt durch die Errichtung des Kapuziner-Klostergartens eine wesentliche Veränderung, denn einst lief die Seilergasse in gerader Linie vom Graben bis hinaus auf den Lobkowitzplatz, während sie heute nur noch bis zur Plankengasse reicht und da von der ihr gegenüberliegenden Häuserreihe abgeschnitten wird. Interessant ist die Bemerkung, dass damals die Fortsetzung der Seilergasse (nämlich jener Theil der Seilergasse, der sich von der Plankengasse bis zum Lobkowitzplatz fortzog) „Raifgaſſe" hiess und dass daher auch durch die spätere Ausbreitung des Klostergartens dieser Strassentheil gänzlich wegfiel. Die Seiler- oder Raifgasse wurde früher auch „Hungargaſſe" genannt und ist im Bilde sub Figur 57 genau ersichtlich.

Fig. 60. Die Kapuzinerkirche.

Die Kapuziner wurden bereits 1599 von Kaiser Rudolf II. nach Wien berufen und wohnten anfangs bei den Minoriten, bis ihnen in St. Ulrich Kirche und

[1]) Ein im vorigen Jahrhunderte ausgebrochenes Dachfeuer, dem die Figuren und das Frontispice zum Opfer fielen, soll die Ursache dieser Veränderung gewesen sein.

Kloster (heute Mechitaristen) erbaut wurde. Erst im Jahre 1622 bezogen sie das für sie erbaute Ordenshaus am neuen Markte. Wie das Bild ***sub Fig. 60*** darstellt, war die Hauptfaçade gegen den neuen Markt ganz einfach und schmucklos, nur mit einem grossen, fast die ganze Wandfläche einnehmendem Kreuze (mit Lanze, Rohr und Schwamm, Dornenkrone und anderen Marterwerkzeugen, Emblemen des Ordens) geziert, wie bei allen anderen Gotteshäusern dieses Ordens. Ein ähnliches Kreuz war auch an der Gartenmauer gegen den Lobkowitzplatz aufgerichtet.

In der Zeit von 1782 bis 1784, als Kaiser Josef II. die Klöster einschränkte, wurden auch den Kapuzinern die weitläufigen Gärten, die fast die halbe Spiegelgassenlänge einnahmen, entzogen und zu Bauplätzen verwendet. So entstand denn eine neue Gasse, indem der Kaiser befahl, „längs der Planke Häuser zu bauen," daher diese Gasse den Namen „Plankengasse" erhielt. Nur die Seilergasse in ihrer Fortsetzung wurde nicht mehr erneuert, hatte aber durch die Eröffnung der Plankengasse dennoch einen Vortheil, denn während sie früher durch die Gärten der Kapuziner sich fortsetzte und dort gegen den Lobkowitzplatz eine „Sackgasse" bildete und ihr daher nur gegen den Graben zu ein einziger freier Ausgang gestattet war, bekam sie jetzt zwei neue Communicationswege und zwar: rechts von der Plankengasse auf den „neuen Markt" und links von der Plankengasse in die „Spiegelgasse".

Die vorzüglichste Merkwürdigkeit des Kapuzinerklosters ist die kaiserliche Gruft, die näher besprochen zu werden verdient.

Die kaiserliche Familiengruft bei den Kapuzinern.

Kaiser Mathias in einer Anwandlung von Trübsinn und Todesahnung hat diese Gruft zu bauen begonnen. Die vielen traurigen Tage der Religionswirren, der Bruderzwist, die Uneinigkeit im eigenen Hause machten, dass er und seine kinderlose Gemahlin Anna die Blicke nach jenseits richteten und sich das Haus der Armuth und Demuth erkoren, um für sich und die Ihrigen eine letzte Ruhestätte zu gründen. Mathias legte den Grundstein zur „Familiengruft", und wirklich kurze Zeit darauf, am 20. März 1619, hauchte er seine betrübte und ruhelose Seele aus, und es musste der Bau von seinem Nachfolger Ferdinand II. fortgesetzt werden; da aber auch dieser vor der Vollendung im Jahre 1632 starb, führte erst Ferdinand III. diesen Bau vollkommen zu Ende, mit der Bestimmung, dass alle Familienglieder des Habsburger-Herrscherstammes hier ihre letzte Ruhestätte ohne Ausnahme finden sollen. Und dieser Grundsatz wurde auch bis zum heutigen Tage aufrecht erhalten, mit Ausnahme jener wenigen Fälle, wo es die Verhältnisse nicht gestatteten. [1])

Die Kapuzinergruft, so geräumig sie auch war, wurde dennoch bald mit Särgen so überfüllt, dass schon Kaiserin Maria Theresia nach dem Aussterben der Habsburger für die Erweiterung der Grabgewölbe Sorge tragen musste. [2]) Sie eröffnete also im Jahre 1748 einen neuen Tract für die „Lothringer'schen" Familienmitglieder und schied denselben von jenen der

[1]) Diese Ausnahmen sind: **Königin Elisabeth**, Gemahlin Carl IX. von Frankreich, Tochter Kaiser Maximilian II., welche das „**Königskloster**" auf dem jetzigen Josefsplatz erbauen liess und ihrem Wunsche gemäss nach ihrem Tode (1592) dort begraben werden musste. — **Eleonore**, zweite Gemahlin Ferdinand II., welche sich in dem von ihr gegründeten Kloster zu den „Siebenbüchnerinnen" in der Salzgasse ihre Grabstätte († 1655) wählte. — **Claudia Felicitas**, zweite Gemahlin Leopold I., die im Jahre 1676 starb und mit ihrer Mutter Anna in der Dominicanerkirche zu Wien ruht. — **Wilhelmine Amalia**, Gemahlin Josef I., eine geborne Herzogin von Braunschweig-Lüneburg, welche in dem von ihr gebauten Kloster der „Salesianerinnen" am Rennweg als Witwe 1742 starb und im Klosterhabit unter dem Hochaltare der Kirche beerdigt liegt. — **Erzherzog Friedrich** († 1847 zu Venedig), beigesetzt in der Kirche St. Stefano. 1845 übertragen nach der Malteser-Ordenskirche (Giovanni Battista). — **Erzherzog Stefan** († 1867 zu Mentone), begraben in der Schlossgruft zu Ofen. — **Erzherzog Johann** († 1859), zu Graz begraben, im Jahre 1869 nach Schloss Schönau bei Meran übertragen. — **Erzherzog Maximilian d'Este** († 1863 zu Ebenzweier, Pfarre Altmünster). Vide: Grabstätten der Habsburger von Dr. Anton Kerschbaumer und XVII. Band des Alterthumvereines, Seite 231.

[2]) Vide: „Die Familiengruft des Kaiserhauses Habsburg-Lothringen" seit dem Jahre 1618 bis auf die neueste Zeit bei den Kapuzinern. Erschienen im Selbstverlage des Herausgebers in Wien 1865. Druck von L. Jolsdorf.

„Habsburger" durch ein grosses schweres Eisengitter, das noch heute besteht, und das uns seltsam genug anmuthet, als ob die Todten erst gewaltsam getrennt werden müssten, die doch so ruhig und still in ihrer Klause ruhen. Auch trug die Kaiserin zur Verschönerung dieser Grabesstätte dadurch nicht unwesentlich bei, dass sie jenes herrliche „Mausoleum" erstehen liess, das ewig ein Gegenstand der Bewunderung bleiben wird und schon seines hohen künstlerischen Werthes wegen hier besonderer Erwähnung verdient.

Das Mausoleum der Kaiserin Maria Theresia und ihres Gemahles Franz I. in der Kapuzinergruft.

Der erste Anstoss zu einem gemeinsamen Grabe für Maria Theresia und Franz entsprang der Idee der grossen Kaiserin selbst. Sie war ihrem Gemahle mit zu grosser Liebe und Zärtlichkeit zugethan, als dass sie nicht lebhaft gewünscht hätte, auch im Tode mit ihm vereint zu sein. Wie unsere Kunstgeschichte behauptet, soll die Composition (wenigstens in ihren weitesten Umrissen) von niemand Geringerem stammen als vom Kaiser selbst, war er doch stets ein Kenner des Schönen, ein eifriger Beschützer der Künste, ein warmer Verehrer der Wissenschaften. [1]) Noch zu Lebzeiten der beiden Gatten sollte dieses Grabmal zu Stande kommen. Die Kaiserin vertraute also schon im Jahre 1752 die Ausführung dieser heiklen Arbeit den bewährten Händen des damals bereits berühmten Wiener Bildhauers Balthasar Ferdinand Moll [2]) (Schüler Donner's) an, der das Kunstwerk binnen zwei Jahren vollendete, so dass schon am 25. September desselben Jahres die Gruft vom Erzbischof Graf Trautsohn eingeweiht werden konnte. Moll schenkte uns mit dieser Arbeit, wie das Bild ***sub Figur 61*** beweist, gewiss ein hochbedeutsames Kunstwerk von bleibendem Werthe. Abgesehen von der hochpoetischen Formschönheit verdient besonders die Symbolik der Gedanken, die hier so deutlich, so für Jedermann verständlich aus allen Theilen zu uns spricht, die vollste Bewunderung und Anerkennung. Maria Theresia hält z. B. mit der Linken das an der Hüfte hängende Schwert, andeutend, dass sie mit dem Schwerte ihr Reich mit tapferem Herzen zu vertheidigen wusste, wie es auch immer die Feinde zu entreissen versuchten. Mit der einen Hand umfasst Franz das deutsche Reichsscepter und mit der anderen berührt er leise den österreichischen Herrscherstab, zum Zeichen, dass Theresia mit ihm die Regierung gemeinschaftlich theilte, wie sie im Leben Alles mit ihm getheilt, die Freude und den Kummer. Ein Genius überschattet beider Haupt mit dem unvergänglichen Lorbeer der „Unsterblichkeit"; denn beide erwarben sich die unwandelbare Liebe und Dankbarkeit ihrer

[1]) Kaiser Franz I. war ein Beschützer und Förderer der Künste, selbst ein Künstler und Gelehrter; so z. B. spielte er recht geläufig die Violine und ich erinnere mich, mehreren seiner lebensgrossen Porträts im Schlosse zu Schönbrunn begegnet zu sein, wo im Hintergrunde auf einem Schreibtische nebst Büchern, Schriften, Landkarten und Messapparaten auch eine Violine und Noten paradirten; er versuchte sich in der Composition, und da er für Musik grosses Interesse an den Tag legte, so wusste er auch seine Hofmusikcapelle auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit zu erhalten. Sie war stets sehr reich besetzt und ihr Ruhm selbst in Italien verbreitet. Er war auch ein Liebhaber von Bildern. Ferdinand und Georg von Hamilton und Abraham Godyn waren Hofkammermaler. Die Gebrüder Hamilton zählten zu den besten Namen ihrer Zeit. Beide entstammten der schottischen Künstlerfamilie dieses Namens und beide haben ihren Ruf durch prächtige Thierstücke begründet. Georg Hamilton malte auch Blumen und Früchte mit grosser Meisterschaft. Der Kaiser beschäftigte diese Künstler vielfach. Er war in hohem Grade wissenschaftlich gebildet, und Wien verdankt ihm einen grossen Theil seiner Kunstschätze. Das Münz-, Mineralien- und Naturaliencabinet bereicherte er mit kostbaren Sammlungen, manche unschätzbare Seltenheiten hat ihm die kaiserliche Bibliothek und einen grossen Theil des Reichthumes die kaiserliche Schatzkammer zu verdanken. So wie einst Carl VI. ein grosser Freund der Münzkunde war und selbst auf Reisen eine kleine aber gewählte Münzensammlung stets mit sich führte, so verlegte sich Franz von Lothringen auf Mineralogie und hatte immer eine kleine Sammlung von seltenen Steinen („Stufen") zur Hand.

[2]) Balthasar Ferdinand Moll, der bekannte Bildhauer und eifrige Schüler Raphael Donner's, war geboren im Jahre 1717 zu Innsbruck, lebte vom Jahre 1750 bis 1755 in Wien und starb im Jahre 1777 in seiner Vaterstadt. In der verhältnissmässig kurzen Zeit verdankt ihm Wien viele Kunstwerke von bleibendem Werthe.

Fig. 61. Die kaiserliche Gruft im Kapuzinerkloster.

Völker und das Recht, fortan im Herzen ihrer Unterthanen zu leben für immerdar. Schon der Umstand, dass beide Majestäten mit dem Oberleibe des Körpers in halbaufrechter Stellung am Sargdeckel dargestellt sind, verleiht diesen beiden lebensgrossen Porträtfiguren eine unbeschreibliche Lebhaftigkeit und Natürlichkeit. Ausserordentlich wirksam vertheilt sind hier die Embleme des Thrones und die Sinnbilder der Herrschermacht. Wahrhaft poetisch wirkt der Schmerz der trauernden Völker, durch Genien allegorisirt, die den Sarg umgeben. In recht effectvoller Darstellung werden die wichtigsten Momente aus dem thatenreichen Leben der grossen Kaiserin durch schöne Basreliefs behandelt, die an den Wänden des Sarges angebracht sind, wie z. B. die Krönung in Frankfurt, in Pressburg und Prag. Das Grabmal ist von Zinn und das Ganze geeignet, einen tiefergreifenden Eindruck auf den Beschauer zu machen; gewiss wird Niemand diese Stelle verlassen, ohne einen bleibenden, mächtigen und zugleich wehmüthigen Eindruck mit sich fortzutragen.

Geschichtliche Vorfälle bei den Kapuzinern im Kloster und in der Gruft.

Am 20. Mai 1691 brannte das Kloster zum grössten Theile ab, nur Kirche und Nebengebäude blieben von den Flammen verschont.

Am 12. August 1697 starb hier der beim Volke im Rufe eines Wundermannes stehende Kapuzinermönch **Marcus Avianus**, der bei dem Entsatze Wiens von den Türken im Jahre 1683 die Fürsten und ihre Fahnen segnete, und der dem Herzog von Lothringen so theuer war, dass er ihn auf allen seinen Feldzügen begleiten musste. Leopold I. selbst hatte seinem alten Freunde Avianus auf dem Sterbebette die Augen zugedrückt und er war nur mit Mühe abzuhalten, ihn in der kaiserlichen Gruft beisetzen zu lassen.

Am 18. August 1765 starb plötzlich zu Innsbruck vom Schlage gerührt Franz von Lothringen, der kaiserliche Gemahl Maria Theresia's, und wurde am 24. desselben Monates bei den Kapuzinern in der Kaisergruft in dem bereits zehn Jahre vollendeten „Mausoleum" beigesetzt. Dieser unvermuthete Todesfall machte auf die trauernde Gattin einen überwältigenden Eindruck. Augenzeugen erzählen, dass sie sogar die Regierungsgeschäfte niederlegen und in's Kloster gehen wollte; nur mit Mühe wurde sie von ihren Kindern von diesem Schritte abgehalten. Dieselbe Fürstin, die noch vor wenigen Jahren gerne dem Vergnügen lebte, leidenschaftlich tanzte, Maskenscherze trieb, stundenlange sich mit Musik beschäftigte, Heiratsverbindungen für ihre Familie und selbst auch für Fremde mit Vorliebe stiftete, war ernst und trübsinnig geworden, man sah sie fortan nur in Trauerkleidern; ihren Privatschmuck und ihre Kleider vertheilte sie unter ihre Kammerfrauen, selbst das üppigreiche Haar, das sie sonst in Locken zu tragen pflegte, sah man kurz abgeschnitten und glatt gekämmt. Oft dreimal in der Woche kam sie zu den Kapuzinern in die Gruft, nicht selten zur Nacht, wo sie bei Fackelschein am Grabe ihres geliebten Gatten ihr Gebet verrichtete. Es war, als ob sie sich bei ihm Rath holen wollte. So oft ihr etwas Wichtiges am Herzen lag, so oft sie eine schmerzliche Enttäuschung drückte, so oft sie zweifelnd vor einem wichtigen Ereignisse stand, sah man sie längere Zeit allein am Sarge ihres geliebten Gatten verweilen. In den letzten Jahren, als ihre Körperfülle bedeutend zunahm, wurde hier wie in der Hofburg und zu Schönbrunn eine Maschine aufgestellt, an der sie sich selbst hinablassen und wieder hinaufziehen konnte.

Am 20. November 1780 besuchte sie gleichfalls die Gruft und blieb länger als gewöhnlich am Grabe ihres Gatten. Eine ungewöhnliche Rührung bemächtigte sich ihrer und sie begann, gegen ihre Gewohnheit, laut zu weinen. Wahrscheinlich fühlte sie schon die zunehmende Schwäche des Alters. Im Hinaufziehen blieb die Maschine dreimal stecken, und die Kaiserin sagte zu dem sie begleitenden Kämmerer in bedeutungsvollem Tone: „Mir scheint, die Gruft will mich nicht mehr herauslassen." Und wirklich, es war dies ihr letzter Besuch. Mit Todesahnungen erfüllt kehrte sie in die Burg zurück, schon am dritten Tage verliess sie nicht mehr ihr Gemach, und

schon am 29. November hauchte sie ihre grosse Seele aus. Noch eine andere, weniger bekannte Scene spielte sich einige Jahre früher hier ab, oder war vielmehr die Veranlassung schweren Leides.

Am 15. September 1767 war ein höchst feierliches Hochzeitsfest in der Hofburg angesagt, es sollte nämlich die schöne, liebreizende Prinzessin Josefa, Maria Theresia's sechste Tochter, mit Ferdinand IV. vermählt werden, und die gottesfürchtige Kaiserin verlangte, dass die Braut nach Familiengebrauch vorher noch in der Kapuzinergruft an den Särgen ihrer Ahnen ihr Gebet verrichte. Die kaum sechzehnjährige Prinzessin fühlte aber eine unüberwindliche Abneigung gegen diesen Ort und beschwor ihre Mutter, ihr diese Ceremonie zu erlassen, da sich ihrer eine unerklärliche Todesfurcht bemächtige. Die strenge Mutter schenkte ihr aber kein Gehör, und so musste das zarte, äusserst empfindsame Geschöpf widerwillig, von Thränen überströmend, zur traurigen Behausung der Todten gebracht werden. Kaum hatte sie dort ihre Andacht verrichtet, befiel sie ein grauenhafter Schauer, sie fühlte sich unwohl, statt zum Traualtare musste sie in's Krankenbett gebracht werden, und schon einen Monat später, am 15. October, raffte der unerbittliche Tod ein junges, hoffnungsvolles Menschenleben dahin. Wie gerne hätte jetzt die verzweifelte Mutter ihrer Tochter den Willen gelassen, doch zu spät, die schöne Josefa hatte nicht geahnt, den von ihr so verabscheuten Ort so bald wieder und diesmal für immer zu betreten.

Am 1. Februar 1782 machte ein Vorfall in der ganzen Stadt grosses Aufsehen. Eine Regierungscommission fand nämlich in den unterirdischen Räumen des Klosters viele dem Kapuzinerorden angehörige Patres als Gefangene gefesselt, die den damaligen geheimen „Kirchenstrafen" verfallen waren, wovon einer bereits 11 Jahre, ein anderer 13, der dritte 16 und der vierte mit Namen Frater „Nemesian" sogar 53 Jahre in den dunklen, öden Räumen sassen. [1])

Am 25. März 1782 besuchte Papst Pius VI. Kloster und Gruft und las auch hier die Messe, nachdem er vorher die Schatzkammer und die übrigen Räumlichkeiten des Klosters besichtigt und sich dann in das Refectorium begeben hatte, wo mehrere hohe Herrschaften zum Fusskusse zugelassen wurden.

Der 5. October 1809 gehört gleichfalls zu den interessanten Episoden der Kapuzinergruft. Spät Abends nämlich hörte man ein ungewöhnlich heftiges Pochen an den Klosterpforten. Der Guardian öffnete und erkannte in dem ungestümen Pocher den damals so gefürchteten, weltbeherrschenden Napoleon Buonaparte, der ohne frühere Anmeldung in Gesellschaft eines einzigen Begleiters gekommen war und in die Kapuzinergruft geführt zu werden verlangte. Ehrerbietig öffnete man ihm die Pforte und geleitete ihn mit Fackeln in die Gruft, wo er nicht ohne Rührung vor den Särgen Josefs und Maria Theresia's längere Zeit verweilte. Er ahnte nicht, dass 23 Jahre später an derselben Stelle, wo er sich jetzt befand, der Sarg seines geliebten Sohnes, des Herzogs von Reichstadt, stehen werde.

Im Jahre 1809 während der zweiten französischen Invasion diente das Kloster als Mehldepot.

Im Jahre 1835 machte Nikolaus I. von Russland, der zweite Bruder des Kaisers Alexander I., dem Kloster einen Besuch, um am Sarge des verstorbenen Kaisers Franz I. seine Andacht zu verrichten.

Im Jahre 1844 liess Kaiser Ferdinand I. abermals einen Theil der Gruft neu erbauen, so gross, dass derselbe hinlänglichen Raum für einige Jahrhunderte gewähren dürfte. Im Jahre 1847 wurde das Kloster renovirt und mit einer schönen, wiewohl einfachen Façade versehen. Am 2. November jeden Jahres, am Allerseelentage, wird die Gruft dem allgemeinen Besuche geöffnet, und die Wiener finden hier Gelegenheit, alljährlich den Hingeschiedenen eine wehmuthsvolle Thräne nachzuweinen. Mit Blumen und Kränzen werden alsdann die Särge geschmückt, und die Ruhestätte der Todten gleicht einem Blumengarten. Alljährlich strömt die Bevölkerung Wiens zur stillen Gruft der

[1]) Vide Realis „Curiositäten- und Memorabilien-Lexikon" I. Band, Seite 302.

Kapuziner, dort am Sarge ihres unvergesslichen Kaisers Josef II., der in der Erinnerung fortlebt, weilen die Wiener am liebsten. Dieser Sarg bleibt für ewige Zeiten ein leuchtendes Wahrzeichen allen Jenen, welche für Licht und Wahrheit, für Freiheit und Recht im Kampfe stehen.

Der Allerseelentag in Wien.

Es gehört zu den charakteristischen Zügen der Wiener, dass sie sich an diesem Tage rückhaltsloser als andere Grossstädter dem Gefühle der Trauer hingeben, um das Andenken an ihre theuern Todten durch Gräberbesuche zu ehren. Ein jeder von ihnen hat ein theueres Lieb, einen Wohlthäter zu betrauern, denn die Gutthaten überdauern den Menschen und das Edle im Menschen lebt fort, wenn auch längst schon Gras über seinem Grabe gewachsen. An diesem Tage alsdann sehen wir ganze Karawanen in unübersehbarer Menge wallfahrten nach den Grabstätten ihrer Lieben, Jung und Alt, Arm und Reich, Menschen aus allen Schichten und Berufsclassen, schöngeputzte Herren und Damen. Alle überwältigt hier nur ein einziger Gedanke, der Gedanke „an das Jenseits", und dieses gemeinsame Gefühl macht sie Alle hier gleichsam zu alten Bekannten, zu einer einzigen grossen christlichen Familie.

Aller Todten wird hier mit gleicher Liebe gedacht, denn ob sie nun selig im Herrn entschliefen nach einem Leben voll „Tugenden", oder dahinfuhren in „Sünden", anstatt des Grabgesanges von Flüchen begleitet, das Grab versöhnt sie alle, wischt die Flecken ab und macht uns nachsichtsvoller in der Beurtheilung von Fehlern und Mängeln. Auch die Friedhöfe sind jetzt stattlich herausgeputzt. Tausende von Blumen und Kränzen, nicht blos Astern, Rosmarin und Cypressen, die Repräsentanten des Todes, schmücken officiell die Gräber, auch weltliche Rosen glühen und blühen in Menge, und Tausende von Lichtern, Laternen und Wachskerzchen, welche die Andächtigen mitgebracht, funkeln und flammen jetzt und verleihen dem Ganzen einen seltsam erhebenden Anblick. [1]) Aber den Glanzpunkt des Tages bildet doch nur die Kaisergruft bei den Kapuzinern. Sie wird mit besonderer Vorliebe und Pietät von den Wienern besucht und die ehrfurchtgebietenden Räume sind alljährlich zum Erdrücken voll. [2])

Am liebsten verweilen sie am Sarge ihres geliebten Josef. Er, der störrige Sohn, der so oft im Leben der Mutter widersprochen, gehorsam liegt er jetzt im Tode zu ihren Füssen, schlicht, im einfachen Sarge gebettet. Ihm, der die beste Absicht, den redlichsten Willen gehabt, seine Völker glücklich zu machen, ihm ist so Weniges gelungen, und das Wenige erst längst nach seinem Tode. Auch der Sarg der Gräfin Caroline Fuchs (gestorben 1754) gibt uns ein rührendes Beispiel seltener Dankbarkeit. Maria Theresia hielt es nicht unter ihrer Würde, sie, die Erzieherin ihrer Kindheit, aus Dankbarkeit in die Reihen ihrer erlauchten Ahnen aufzunehmen. Ebenso nimmt die Ruhestätte des Herzogs von Reichstadt die Aufmerksamkeit Vieler gefangen. [3]) Es liegt ein wehmuthsvolles Gefühl in dem Gedanken, dass gerade er, der hoffnungsvolle Prinz, der glückliche Erbe einer grossen Erinnerung, der aufgespart war, auch viele Thaten zu verrichten, gerade in der Blüthe seiner Jahre hingerafft wurde. Auch dem Sarge Josef I. wird nicht geringe Beachtung geschenkt; er war der schönste und talentirteste Prinz des mächtigen Habsburger-Herrscher-

---

[1]) Wenn auch die fromme Sitte des Gräberbesuches seine volle Berechtigung hat, so kann ich dennoch die Bemerkung hier nicht unterdrücken, dass ich die Ruhestätte eines mir theueren Todten lieber in einsamer, stiller Stunde betrete als im Gewühle der lärmenden, wild drängenden Menge.

[2]) Betreffs des Besuches in der Kaisergruft der Kapuziner vide E. Straub's „Localskizzen Alt- und Neu-Wiens" aus dem Jahre 1842.

[3]) Interessant ist die Bemerkung, dass lebhafte Correspondenzen noch in neuester Zeit zwischen der französischen Regierung und dem österreichischen Hofe wegen Reclamirung der Leiche des Herzogs von Reichstadt gewechselt wurden, die aber zu keinem Resultate führten, da die hiesige Regierung erklärte, die Leiche des Prinzen nur dann ausliefern zu wollen, wenn man ihr jene der Königin Maria Antoinette zurückerstatte, die aber bekanntlich nicht aufzufinden war.

geschlechtes. Der Sarg ist ganz von Silber, geschmückt mit einem kostbaren Basrelief, „Barcelona" darstellend, eine der grössten und schönsten Städte Spaniens am Mittelländischen Meere, mit der kurzen und bescheidenen Aufschrift: *„Barcelonam liberavit."*

Eine nicht minder bewunderungswerthe, vielbesehene Grabesstätte ist jene des am 2. März 1835 verstorbenen Kaisers Franz I., des Vaters seiner treuen Völker. Der Sarg ruht in Mitte des Gewölbes auf schmucklosem Sockel von Sandstein, ganz einfach, wie es der Fürst im Leben gewesen, nur mit den Insignien der Kaiserwürde geziert. Bedeutungsvoll umgeben ihn vier Särge. Es sind dies die Grabesstätten seiner vier Frauen, die ihm im Leben wie im Tode treu zur Seite standen, nämlich: Elisabeth die Sanfte, Maria Theresia die Schöne, Maria Ludovica die Gütige und Carolina Augusta die Mildthätige, die wahre Mutter des Volkes, die noch heute im Herzen der Armen fortlebt als Muster weiblicher Tugend und edler Herzensbildung. Ausser der Kapuzinergruft, deren zahlreiche Schätze Raumes halber nicht erschöpfend besprochen werden können, bietet die Kirche noch andere Kunstwerke, die hier Erwähnung verdienen.

Die Kunstdenkmäler der Kapuzinerkirche.

Die meisten Altarbilder, welche diese Kirche schmücken, rühren von der Hand des berühmten Kapuziners Norbert, eines in Rom gebildeten Malers, [1]) und das schönste Werk von seiner Hand ist hier das grosse Altarbild: „Die Opferung Mariä." Die Correctheit der Zeichnung, die Kühnheit der Composition, wie der harmonische Wohllaut des schön zusammengestimmten, wiewohl etwas dunklen Colorits verdienen gewiss volle Anerkennung. Das schöne Altarblatt der sogenannten „Kaisercapelle" ist von Gabriel Matthäi aus Rom, und die beiden grossen Altarblätter, für die öffentlichen Andachten zu Maria Verkündigung und für Weihnachten bestimmt, sind treffliche Kunstarbeiten unseres unvergesslichen Ludwig Schnorr. [2])

Die Kuppeldecke im neuen Zubau der Gruft wurde von Josef Milldorfer *al fresco* gemalt, das Bild zeichnet sich wie alle seine anderen Arbeiten durch shöne Composition und Farbengebung aus. [3]) Die dem in die Kirche Eintretenden zur Linken befindliche Kaisercapelle weist die schönen Standbilder des Kaisers Mathias, der beiden Ferdinande (II. und III.) und des römischen Kaisers Ferdinand IV. aus. Es sind dies lebensgrosse Porträtstatuen von untadelhafter Formschönheit. Die Schatzkammer zunächst der Kirche ist reich an Reliquien, byzantinischen Monstranzen und verschiedenen alten Holzschnitzarbeiten, letztere von nicht sehr belangreichem Kunstwerth. Der kostbare „Marmoraltar", der auf Befehl Kaiser Josefs II. von der

---

[1]) Norbert (recte Johann Baumgärtger), im Jahre 1717 geboren, war in Rom gebildet, seine Arbeiten blieben nicht ohne Einfluss auf die Kunstschule seiner Vaterstadt Wien, der er als Mitglied der Akademie angehörte. Er bildete auch mehrere ausgezeichnete Schüler, wie z. B. den berühmten Maler Hubert, den nachmaligen Schutzverwandten und späteren Professor der Wiener Akademie. Norbert trat frühzeitig in den Orden der Kapuziner und vollendete im Kloster mehrere ausgezeichnete Altarbilder für die Kapuzinerkirche. Alle seine Arbeiten zeichnen sich durchwegs durch unvergleichliche Natürlichkeit und Innigkeit des Gefühls, sowie durch schöne Farbengebung aus. Er blühte um die Zeit von 1730 bis 1770 und starb 1773 zu Wien. Seine vorzüglichsten Bilder sind: „Die kleine Maria vor dem Hohenpriester im Tempel," noch gegenwärtig Eigenthum des Kapuzinerconvents, dann „Die heilige Familie", Eigenthum der k. k. Akademie, endlich noch im Besitze des Kapuzinerklosters zwei treffliche Skizzen „Der Tod des heiligen Josef" und „Der heilige Stefan vor dem Throne der heiligen Maria huldigend".

[2]) Ludwig Schnorr v. Carolsfeld, in Leipzig im Jahre 1789 geboren, Schüler der Wiener Akademie, wurde später Custos der Gemäldegallerie im Belvedere, blühte in der Zeit von 1800 bis 1840 und starb am 13. April 1853; er cultivirte mit Vorliebe das historische Fach und die Heiligenlegende.

[3]) Josef Ignaz Milldorfer, zu Innsbruck geboren, war Schüler des Paul Troyer, Directors der Wiener Akademie, und berühmt als Historien- und Schlachtenmaler.

untern Gruft in die Kaisercapelle übertragen werden musste, ist ein von Strudel geschaffenes Kunstwerk von hohem Interesse.[1])

Von den übrigen Häusern, welche sich dem heutigen Kapuzinerkloster anschliessen und auf der dem Hôtel Munsch gegenüberliegenden Seite des Platzes sich befinden, sind folgende besonders einer Erwähnung würdig:

Das gräflich Draschkowitz'sche Haus Nr. 1057 (neu 9)

ist ein weitläufiges, fünfstöckiges Zinshaus, das die gegenwärtige Gestalt seinem ersten Besitzer und Erbauer, dem Nikolaus Grafen Draschkowitz, verdankt und diesen Namen in dankbarer Erinnerung bis in die jüngste Zeit fortführte und noch heute an dieses in der Geschichte Ungarns durch Jahrhunderte berühmte Geschlecht erinnert, dessen Glieder als Diener der Kirche, als Staatsbeamte und Feldherren in hervorragender Weise wirkten. Schon Georg Draschkowitz, unter Rudolf II. Bischof von Raab und Erzbischof von Colocsa, wurde vom Papste Sixtus V. im Jahre 1585 mit der Cardinalswürde ausgezeichnet und war bis zu seinem am 31. Jänner 1588 in Wien erfolgten Tode gleich thätig im Dienste der Kirche, wie in jenem seines Fürsten. Dessen grosse Verdienste würdigend verlieh Kaiser Maximilian II. seinem Bruder Caspar im Jahre 1569 das Schloss und die Herrschaft Trakostian (Drachenstein) in Croatien, die bis jetzt noch immer als die Hauptherrschaft dieser Familie gilt. Johann Draschkowitz war Kämmerer des Kaisers Rudolf II. und geheimer Rath, General der Cavallerie, sowie auch zuletzt Hofkriegsrath. Er schlug die Türken als Feldherr bei Kopreinitz, entsetzte im Jahre 1592 die Festung Essegg, befestigte Petrinia, besiegte in mehreren Schlachten die Türken und trug 1600 sehr viel zum ruhmreichen Siege bei Kanisza bei. Kaiser Ferdinand II. erhob die Familie im Jahre 1631 in den Grafenstand. Johann Draschkowitz bewies gleichfalls bei mehreren Schlachten in Ungarn und Slavonien seltene Tapferkeit und wurde 1637 Commandant der Festung Kreutz. Schon nach drei Jahren wurde er zum Banus von Croatien und 1646 zum Palatin von Ungarn erhoben, und als ihm die eigenen Magnaten den Vorwurf machten, dass er in Ungarn nicht begütert sei, überliess ihm Ferdinand III., der ihn sehr liebte, die Herrschaft Ovar (Ungarisch-Altenburg). Seiner ausgezeichneten Thätigkeit verdankt Ungarn mancherlei weise Gesetze und viele gute Vorkehrungen gegen die Türken. Schade, dass ihn das Geschick so früh seinem grossen Wirkungskreise entriss, denn als er eben von der königlich ungarischen Commission in Ovar installirt wurde, ereilte ihn am 5. August 1648 der Tod. Sein Leichnam wurde nach Pressburg gebracht, wo er in der Domkirche beigesetzt wurde und noch heute ein schönes Grabmonument sein Andenken ehrt. Nikolaus Graf Draschkowitz, dessen Enkel, ist der Gründer und Erbauer dieses eben in Rede stehenden Hauses (Nr. 1057) auf dem Mehlmarkte.[2])

---

[1]) Die Kaiserin Maria Theresia befahl im Jahre 1751 in der Gruft der Kapuziner und zwar in jenem Grabgewölbe, das für das Mausoleum bestimmt war, einen kostbaren Altar aus Marmor zu errichten und anvertraute die Arbeit den Händen des Bildhauers Dominik Strudel, jüngeren Bruders des Akademiedirectors Peter v. Strudel (der damals schon längst gestorben war). Auch bestimmte sie, dass auf diesem Altar alltäglich zehn Messen für verstorbene Glieder ihres erlauchten Kaiserhauses gelesen werden sollen. Seitdem hielt sie sich mit besonderer Vorliebe in dieser Familiengruft auf, wo sie regelmässig an gewissen Erinnerungstagen die Messe hörte, oder beim Sarge ihrer frommen Grossmutter Eleonora, oder noch lieber und öfter beim Grabe ihrer Eltern das innigste Gebet verrichtete. Als nun Josef II. zur Regierung gelangt war, liess er den Zutritt zur kaiserlichen Familiengruft für immer sperren, gestattete denselben für das Publicum nur für den 2. November jeden Jahres am Allerseelentag, liess den Altar aus der Gruft in die kaiserliche Capelle übertragen und stellte die täglichen Trauermessen ab.

[2]) Die weiteren Besitzer dieses Hauses waren: im Jahre 1700 **Maria Magdalena Gräfin von Traßkowitz**, Witwe (nach Nikolaus); 1775 Johann von Bauerspach; 1783 dessen Erben; 1822 Maria, Ludwig und Josef Puffer, Theresia Gigant, Franz, Caroline, Theodor, Carl und Johann Schloissnig, Jakob und Elisabeth Heindl; 1828 die Bauerspach'schen Erben; später Aloisia Hasenöhrl und gegenwärtig Freiherr von Heintl.

Das Haus „zum rothen Dachel" Nr. 1058 (neu 10),

ist ehrwürdig durch hundertjährige Erinnerungen. Seine Benennung „**zum rothen Dachel**" erhielt es von jener kleinen Bedachung, die oberhalb der Eingangsthüre angebracht war, wie wir sie im Bilde ***sub Figur 58*** bemerken. Das **rothe Dachelhaus** gehörte zu den ältesten und besten Bierhäusern Wiens und gemahnte noch bis zum Jahre 1873 durch seine altartige Gasthauseinrichtung, seine breiten Ledersessel und schweren eichenen Pfostentische an die ältesten Zeiten. Man nannte es in der Volkssprache das „Fiakerbeisl", von den auf dem Platze befindlichen Fiakern, die hier zu den nie fehlenden Stammgästen gehörten. Uebrigens ist die Bezeichnung „Zum Dachel" mehreren alten Wiener Bierhäusern eigen gewesen, wovon die Bierschänke „zum rothen Dachel" auf dem Mehlmarkt, dann an der Ecke des alten Fleischmarktes und des Hafnersteiges seit einem Jahrhunderte die beliebtesten Besuchsorte waren, und noch in der allerjüngsten Zeit geschieht vom sogenannten „Dachelbäck" auf der Seilerstätte Erwähnung, der sich durch vorzügliches Brodgebäck auszeichnete und den alten Wiener Spruch Lügen strafte:

„Ehr und Nutzen wohnen, ach!
Selten unter einem Dach."

Auch bestand knapp vor diesem Hause noch zu Ende des XVII. und zu Anfang des XVIII. Jahrhundertes ein aus Leinwand ausgespanntes grosses Zelt, in welchem die herumziehenden Komödianten und fahrenden Possenreisser, namentlich der „**Hanswurst**", ihre beliebtesten Spässe producirten und eines grossen Zulaufes sich erfreuten. Man nannte es gewöhnlich „die alte Theaterbude". Unsere genügsamen Vorfahren vergnügten sich trotz der so primitiven Schaustellung ganz vorzüglich, und die schlichte Bude war sets von Zuschauern umlagert. [1])

Auch befindet sich noch gegenwärtig zwischen dem ersten und zweiten Stockwerke dieses Hauses ein rauchgeschwärztes, kaum in seinen Contouren erkennbares Wandgemälde aus dem vorigen Jahrhunderte, das Zeugniss gibt von dem hohen Alter dieses Hauses. Es ist eines jener vielen altehrwürdigen Wandgemälde, welche die Häuser der Stadt noch im XVII. und XVIII. Jahrhunderte zierten und sich entweder auf die Geschichte des Hauses oder seines Eigenthümers bezogen, im Laufe der Zeit aber fast gänzlich verschwanden, ohne dass man ihnen ein pietätvolles Andenken in Wort und Bild geweiht hätte. [2])

---

[1]) Es ist sehr fraglich, ob sich heute unsere modernen Theaterhabitués wohl besser unterhalten, als damals die Besucher jener einfachen leinwandbehangenen Theaterbuden trotz der ungeheueren Maschinen- und Flugapparate, trotz des colossalen Raffinements von Licht- und Farbeneffecten, mit denen man heute das Interesse des Zusehers zu fesseln vermeint. „O nutzloses Beginnen!" Diese Effecte müssten ja immer mehr und mehr, von Jahr zu Jahr gesteigert werden und wir gelangten endlich durch diese Steigerung doch nur an jenen gefährlichen Wendepunkt der „Blasirtheit", wo es weiter keine Steigerung mehr gibt, wo keine weitere Anreizung mehr auf den Zuseher ausgeübt werden kann, wenn nicht auch innerer Gehalt, wahre innere Befriedigung für Herz und Geist einen wesentlichen Antheil an der Schaustellung nimmt. Auf jedem Kunstgebiete sind äussere Effecte für sich allein fruchtlos, wenn nicht dabei auch Herz und Geist ihre Rechnung finden.

[2]) Jene verdammenswerthe Pietätlosigkeit, mit der man gegen Wandgemälde an den alten Stadthäusern in der abgelaufenen Zeitepoche verfuhr, kann nicht genug getadelt werden, sowie die Unsitte, alte Sculpturen durch häufiges Uebertünchen der Wände bis zur Unkenntlichkeit zu verwischen. So z. B. existirt heute noch am Hause Nr. 998 (neu 14) in der Annagasse ober dem Hausthore eine kostbare „Amorettengruppe" von Professor Kleiber, die man durch zu häufiges Uebertünchen mit Kalk (oder „weissingen", wie es die Wiener zu nennen pflegen) kaum mehr deutlich zu erkennen vermag. Mögen gute Götter uns in Hinkunft vor ähnlichem Vandalismus bewahren. In Deutschland verhält sich die Sache ganz anders. Dort besteht ein Gesetz, wonach kein Gebäude abgetragen werden darf, bevor nicht der Hausherr vom Ministerium für Kunst und Unterricht hiezu die Erlaubniss erhalten hat, und es wird ihm diese Demolirungslicenz auch nicht früher ausgefolgt, bis nicht die Behörde sich überzeugt hat, dass dadurch kein für die Kunst oder Kunstgeschichte wichtiges Denkmal verloren gehe. Diese praktische Vorschrift wäre auch in Oesterreich von Nutzen und sollte (bis wir erst ein Ministerium für Kunst besitzen, d. h. bis auch bei uns die „Kunst" im grossen Staatshaushalte sich auf der Tagesordnung befinden wird) den massgebenden Gesetzgebern nicht warm genug zur Nachahmung empfohlen werden. Doch um wieder zu unserem Gegenstande zurückzukehren. Die ältesten Besitzer dieses Hauses waren, wie es die städtischen Grundbücher ausweisen, folgende:

Das Haus „zum gulden Adler" Nr. 1059 (neu 11)

zählt gleichfalls zu den altehrwürdigen Steininvaliden, die hier in Reih und Glied aufgestellt sind, und die trotz ihres Alters und trotz ihrer Mauernarben noch immer rüstig aufrecht stehen und mit der Redseligkeit des Alters manche kleine Geschichten und lustige Stücklein zu erzählen wissen. Also lauschen wir ihren Erzählungen. Schon im Jahre 1663 betrieb hier ein gewisser Mathias Zelner in den weiten und tiefen Kellerräumen als Hauseigenthümer ein einträgliches Wirthsgeschäft. Im Jahre 1700 kam Mathias Zehntner des äusseren Rathes an die Gewähr, der gleichfalls in diesem Keller Schank- und Gasthausgerechtigkeit übte und dem Geschäfte das Schild „zum gulden Adler" gab, von dem auch das Haus den Namen erhielt. Noch heute zeigt dieser Keller unverkennbare Spuren jener früheren Bestimmung, und noch heute führt eine schmale, überaus steile Stiege gleich vom Thoreingange in die unterirdischen weitläufigen Räume, die gegenwärtig zur Unterbringung von Marktgeräthschaften dienen. [1])

Ein französisches Spielhaus Nr. 1060 (neu 12).

Die Schlacht von Aspern (22. Mai 1809) und jene von Wagram (5. Juli 1809) waren soeben geschlagen, namenloses Elend brach über beide Heere ein und Tausende von Verwundeten beider Theile bedeckten das Schlachtfeld, aber beide Theile lernten sich jetzt kennen und achten. Die Franzosen selbst waren gerührt von den zahllosen Werken der Barmherzigkeit, welche die Wiener an ihren Feinden übten, und mittelst Anschlagzettel an den Strassen der Stadt sprachen die Franzosen ihren Dank unverhohlen aus; auch bezog jetzt gemeinschaftlich mit den Franzosen die Wiener Bürgermiliz die Wache. Dies Alles half zum gegenseitigen besseren Einverständnisse, beide Theile liessen es an gegenseitigen Aufmerksamkeiten nicht fehlen; so beeilte sich z. B. der Generalgouverneur Andreossy schon am 18. Juli den Wienern ihren Prater, Augarten, Schwarzenberg- und Schönbrunnergarten wieder freizugeben und Napoleon, der in Schönbrunn wohnte, schloss schon am 11. Juli einen Waffenstillstand mit Oesterreich ab, so dass man auf einen baldigen Friedensschluss hoffen konnte, der auch wirklich schon drei Monate später erfolgte. [2]) Fast täglich besuchten die französischen Officiere das Kärntnerthor-Theater, da sie an der Oper und besonders am Ballet grosses Wohlgefallen fanden. Die Direction räumte ihnen die vordersten Sitzbänke des Parterres zur Benützung ein und liess die Theaterzettel während ihres sechsmonatlichen Aufenthaltes auch in französischer Sprache drucken, [3]) und am 15. August wurde der Geburtstag

---

im Jahre 1684 Christian Wolfsstriegl, 1770 Ludwig Edler von Wolfskern, 1775 Johann Georg Mossbauer, 1795 Josef Eisenhut, 1822 Wenzel und Theresia Jabureck, 1833 Heinrich Dürrenbauer und Theresia Stiegelmayer, 1853 Alois Vögele, 1869 Gastwirth Kren und zuletzt 1873 die Gebrüder Josef und Dominik Wild, die sich durch einen ausgebreiteten Käsehandel in Wien Renommée erwarben. Sie gehören einem alten Wiener Geschlechte an, das bereits im Jahre 1818 auf dem Bürgerspitalsplatze und im Jahre 1830 im ehemaligen Komödiengassel neben dem bekannten Komödienbierhaus einen kleinen, aber sehr besuchten „Käseladen" inne hatten. Erst im Jahre 1873 (nach Demolirung dieser Häuser) übersiedelten die beiden Brüder Josef und Dominik Wild in das in Rede stehende Haus auf dem neuen Markt, wo sie sich noch jetzt befinden.

[1]) Die ältesten Eigenthümer waren laut Grundbuch: 1684 Mathias Zelner, Würth, 1700 Mathias Zehntner des äusseren Rathes, 1775 Adam Götz, Schneider, 1787 Königshuber, 1795 Alois Sartory, 1833 Josef Sartory und später Carl und Josef Droll und deren Erben.

[2]) Am 14. October um 9 Uhr Morgens verkündete Kanonendonner den beglückten Wienern die Unterzeichnung des Wiener Friedens, und in allerhöchsten Kreisen trug man sich bereits jetzt schon mit dem Spinnen jener feinen Fäden, die endlich sechs Monate später zum Hochzeitskleide Maria Louisen's werden sollten.

[3]) Diese Aufmerksamkeit wussten die französischen Officiere auch zu schätzen und liessen es an Gegenaufmerksamkeiten nicht fehlen, nur ein einziges Mal kam es aus Missverständniss zu einem etwas scandalösen Auftritt. Am 11. October 1809 hielt Napoleon in Schönbrunn grosse Revue ab, er wollte seine Gäste Abends mit einem Ballet im Schlosstheater überraschen und befehligte also das Theaterpersonal nach Schönbrunn; nun war aber auch im Kärntnerthor-Theater ein Ballet angekündigt und schon sassen die französischen Officiere zahlreicher als sonst auf ihren Sperrsitzen, als plötzlich das versprochene Ballet

Napoleons sogar mit einer grossartigen Stadt-Illumination gefeiert, wobei auch nicht ein einziger Misston laut wurde. Nur am Hause eines Bürgers in der Bäckerstrasse sah man als Transparent mit grossen Buchstaben das Wort „Zwang"; als man näher trat, waren es blos grosse Anfangsbuchstaben eines ganzen Satzes und man las: **Z**ur **W**eihe **A**n **N**apoleons **G**eburtstag! Dieser Witz erregte allgemeine Heiterkeit und wurde zum Glück von den Franzosen gar nicht beachtet.[1]) So knüpfte sich denn fast unmerklich ein unsichtbares Freundschaftsband zwischen Siegern und Besiegten, zwischen Frankreich und Oesterreich. Dazu kömmt noch, dass eine sehr grosse Partei am Wiener Hofe auf die Begründung eines dauerhaften Friedens mit Frankreich ihr unverrücktes Augenmerk richtete. Es waren dies jene hohen und einflussreichen Cavaliere, die sich seit jeher altfranzösischen Vorbildern zuneigten und denen es auch jetzt wieder gelungen war, den Kaiser zu überzeugen, dass nur in dem innigsten Anschlusse an Napoleon das einzige Heil der Monarchie zu suchen sei,[2]) und man trug sich wirklich schon allgemein mit der beruhigenden Hoffnung eines baldigen, lange andauernden, glückverheissenden Friedens. Dies war die Stimmung, während welcher ein abenteuerlicher Pariser im Hause Nr. 12 auf dem neuen Markt im ersten Stockwerke ein französisches Spielhaus nach ächtem Pariser Muster etablirte. Er richtete glänzende Salons ein mit hohen Spiegelwänden und strahlenden Lustres und Girandoles, mit Gobelins und Tapeten und fand auch richtig reichen Zuspruch. Die französischen Officiere, die bei Tag ihre Quartiere nur selten verliessen,[3]) fanden sich hier Abends zum Kartenspiele ein. Auch unsere Cavaliere lockte die Neugier herbei. Die Herren kamen, um das Glück im Kartenspiel zu versuchen, und die Damen, um Pariser Sitte und Mode an der Quelle zu studiren. Das Haus glich nun einem Tempel, in welchem die Göttin der Mode ihren Sitz aufgeschlagen, um hier ihre glänzendsten Orgien zu

abgesagt wurde. Darüber geriethen die französischen Officiere so in Wuth, dass sie über das Orchester auf die Bühne stiegen, mehrere Instrumente zertrümmerten und erst dann beschwichtigt werden konnten, bis einer der Regisseure vortrat und den Absagebefehl Napoleon's bekanntgab.

[1]) Es ist für die damalige Situation sehr bezeichnend, dass die Wiener den Napoleonstag mit ausgesuchtester Prunkhaftigkeit feierten. Früh Morgens schon flaggten die Donauschiffe und feuerten um acht Uhr ihre Freudensalven ab. Um neun Uhr war grosse Parade in Schönbrunn, 60 Kanonen donnerten von den Wällen und es läuteten alle Glocken. Punkt zehn Uhr zog der Vicekönig in grosser Pracht zum Te Deum nach St. Stefan, in allen Strassen sah man schöngeputzte Herren und Frauen, in allen Theatern gab es Festvorstellungen, und bis weit über Mitternacht wogte die schaulustige Menge durch alle Theile der Stadt und Vorstädte, die festlich beleuchtet waren. Andreossy gab eine Tafel im Rittersaale der Burg, und zwischen dem Burgthor und den k. k. Stallungen wurde ein Feuerwerk abgebrannt.

[2]) Nur eine kleine Gegenpartei befand sich in den aristokratischen Kreisen Wiens, die das Glück und die Rettung der Monarchie in der entgegengesetzten Politik finden wollten, nämlich in dem Gedanken, dass nur mit der gänzlichen Vernichtung Napoleon's und der Napoleoniden der Welt Friede geschenkt werden könne. Die Wortführer dieser kleinen aber einsichtsvollen Partei (die zuletzt doch Recht behielt) waren Graf Rasumovsky und Pozzo di Borgo, und merkwürdig genug, der eigene Bruder des Kaisers, der Sieger von Aspern, Erzherzog Carl, der auch deshalb von der Leitung des Heerwesens jetzt zurücktrat.

[3]) Die französischen Officiere hielten sich in dienstfreien Tagen meist in ihren Quartieren auf, das galt auch besonders von den Elsässern, die sich sogar mit ihren Quartierträgern und deren Familien auf das Innigste befreundeten. So erklärt es sich, dass man auf der Strasse nur wenigen französischen Officieren begegnete. Auch Napoleon liess sich selten öffentlich sehen und ging nie zu Fuss auf offener Strasse, sondern fuhr nur zweimal in der Woche in einem grossen schweren und festverschlossenen Wagen von Schönbrunn nach Wien, wenn er den General Berthier auf der Wieden besuchte. Dieser wohnte nämlich, des schönen Gartens wegen, in der Alleegasse Nr. 70 (heute neu 29) im gräflich Kielmansegg'schen Hause, das später Bäuerle ankaufte. Wenn Napoleon bei diesem Hause ankam, liess er das Gespann in den Hof lenken und das Hausthor hinter sich schliessen, Berthier empfing ihn, führte ihn in den Garten und befahl unter einem, dass Niemand im ganzen Hause weder im Hofraum, noch an den Fenstern sich blicken lassen dürfe. Sogar der Gärtner hatte strenge Ordre, während der Anwesenheit des hohen Gastes sich im Glashause verborgen zu halten. Napoleon blieb häufig eine Stunde, ja noch länger hier, stets im eifrigen Gespräche mit Berthier. Bei seiner Entfernung spähte Napoleon ängstlich, ob er nicht beobachtet würde, warf sich dann rasch in seinen Wagen und kehrte schnell nach Schönbrunn zurück. Der Gärtner Weigl (ein Augenzeuge), welcher den wiederholten Besuchen Napoleon's in diesem Hause eine „Denktafel" widmete, hat das eben Erzählte Bäuerle mündlich mitgetheilt, das er dann später in seinen Memoiren (II. Band, 53. Capitel) veröffentlichte. Vide: Carl Hofbauer's „Historisch-topographische Skizzen zur Schilderung der Vorstädte". Wien, 1864.

feiern. Mit Leidenschaft gab man sich der Nachahmung Pariser Muster hin, man huldigte dem Pariser Modeflitter, dem glitzernden, schimmernden Tand mit all seinen verwegenen Regungen, mit seinen damals revolutionären Gewalten, aber auch mit seiner schlaffen Weichheit und frivolen Ausgelassenheit. Es schien, als ob jetzt unversehens in diese Räume aus allen Thüren und Fenstern Pariser Luft einströmte, die auf unsere Gemüther mit berückendem Zauber wie betäubend wirkte. Man scherzte und lachte oft die ganze Nacht hindurch, ohne zu bedenken, dass es unsere Feinde seien, mit denen man lache und scherze. Es wurden hohe Spiele arrangirt, gewagte Wetten gemacht, es unterliefen allerlei pikante Abenteuer, deren sich die übermüthigen Franzosen schuldig machten, kurz, das Local kam allmälig in Verruf und wurde zuletzt von keinem Inländer mehr besucht, und als am 20. November 1809 die französischen Truppen Wien wieder verliessen, hatte das wüste Treiben für immer ein Ende. [1])

Das Kupferschmiedhaus Nr. 1064 (neu 13)

hat seinen Namen von dem Kupferschmied Georg Adam Hässing, der im Jahre 1684 mit dem Zeugsdrechsler Paul Mayr zwei Häuser an jener Stelle besass, die später den Platz für den Eingang in die Plankengasse abgaben. Im Jahre 1796 wurde das gegenwärtige Haus als eine Ecke in die Plankengasse von Carl Freiherrn Wetzlar von Blankenstern erbaut, daher es noch heute das Wetzlar'sche Haus genannt wird. Im Jahre 1806 ging es durch Kauf auf Regina Freiin von Aichelberg über, von der es Caroline Freiin von Wetzlar zurückkaufte, deren Erben es noch heute im Theilbesitze haben. [2])

Bemerkt sei noch, dass seit dem Jahre 1816 der Bilderhändler Paterno sich hier mit seinem Kunstladen etablirte, von dem sich manches Erzählenswerthe sagen lässt, [3]) wie denn überhaupt vom Wiener Kunsthandel manches Interessante hier berichtet werden kann, das für die Cultur- und Kunstgeschichte der Stadt nicht ohne Bedeutung ist. Ich will daher in Kürze das Wesentlichste vom Wiener Kunsthandel und seiner ersten Entwicklung hervorheben.

---

[1]) Im Jahre 1796 wurde dieses Haus (Nr. 12) von Freiherrn Carl Wetzlar von Blankenstern in der heutigen Gestalt aufgebaut und es ist vollkommen irrig, dass, wie Einige meinen, die durch diesen Aufbau neu entstandene Gasse von ihrem Erbauer, dem Baron Blankenstern, den Namen „Plankengasse" erhielt. Bis zum Jahre 1782 erstreckten sich nämlich die Gärten der Kapuziner bis an jene jetzt bestehende Häuserreihe, welche, wenn man vom neuen Markt in die heutige Plankengasse einbiegt, die rechte Seite der Gasse bilden. In diesem Jahre befahl aber Kaiser Josef II.: **„Zwei Drittel der Klostergärten auf Bausplätze zu comassiren und längs der „Gartenplanke" Häuser zu bauen."** Jene neu erstandenen Häuser, die an die Stelle der Planke traten, gaben daher der Gasse den Namen **„Plankengasse"**, den sie bis heute unverändert beibehielt. Hier befand sich auch seit 1820 das sogenannte Neuner'sche Kaffeehaus, das, von Künstlern und Literaten zahlreich besucht, eine gewisse Berühmtheit erlangte. Im Jahre 1830 kam Leibenfrost als Kaffeesieder hieher, dessen Familie das Geschäft durch 50 Jahre in ununterbrochenem Besitze hatte, ein Fall, der ausser dem Nikola-Kaffeehause in der Färbergasse, in Wien gewiss ohne Beispiel dasteht. Die ältesten Hausbesitzer laut Grundbuch waren: 1684 Horaz Bucelin's Erben, 1700 Julius Friedrich Graf von Bucelin, **kaiserl. hoff Cantzler.** Bis dahin bestanden diese Baulichkeiten aus drei kleinen Häusern, die im Jahre 1796 durch Freiherrn Wetzlar von Blankenstern in Eines und zwar in der heutigen Gestalt neu aufgebaut wurden. 1806 Carl Wetzlar Freiherr von Blankenstern's Erben, 1820 Xaver Ritter von Mayer und zuletzt Elisabeth Gräfin von Gourcy.

[2]) Die Theilbesitzer sind gegenwärtig: Gustav Freiherr Wetzlar v. Blankenstern, Sidonia Freiin v. Nell, Cölestine Freiin v. Baillon und Gabriele Freiin v. Wetzlar.

[3]) Anton Paterno, ein armer Krämer, kam 1812 nach Wien und handelte anfänglich auf der Strasse mit sogenannten „Mandelbögen", „Zuckerbildern" und kleinen „Aufschlagkarten", die ihrer Neuheit und Billigkeit wegen allerseits rasch Absatz fanden. Später schlug er „Verkaufsstände" (Bilderbuden) auf der Strasse auf, die gleichfalls des lebhaftesten Zuspruches sich erfreuten, so dass er bereits 1816 das heutige Gewölbe miethen und einen ausgebreiteten Bilderhandel eröffnen konnte. Zu diesen beliebten „Mandelbögen" kamen auch sogenannte „Schattenbilder" (damals etwas ganz Neues) hinzu, ebenso ausländische kostbare Kupferstiche und Radirungen. Er machte glänzende Geschäfte und als er im Jahre 1848 starb, führte die Witwe das Geschäft fort und nahm später ihren Sohn Friedrich mit in die Firma auf, der nach dem Tode der Mutter (1852) das Geschäft wohl einige Zeit allein fortführte, es dann aber am 25. September 1878 an den Kunsthändler Wawra verkaufte.

Die Wiener Kunsthändler in den letzten zwei Decennien des XVIII. und zu Anfang des XIX. Jahrhundertes.

In der Zeit zwischen 1780 bis 1820 lag der „Wiener Kunsthandel", wie die „Kunst" überhaupt noch sehr im Argen. Kostbare Kupferstiche, alte Handzeichnungen und werthvolle Radirungen, wie sie damals Frankreich bereits in Masse aufzuweisen hatte, waren für das grosse Publicum so gut wie gar nicht vorhanden. Es gab nur einige Sammler, wenige Kenner und fast gar keine Käufer. Ebenso schlimm verhielt es sich auch mit dem „Selbstverlag". Der Verleger konnte nicht leicht des Preises halber mit dem Auslande concurriren. Wir hatten wohl damals mehrere treffliche Kupferstecher, ich erinnere nur an Schmutzer, an Josef Pichler, der die Schabkunst zuerst auf delicate Art behandelte, an Clark und Wrenk (im figuralen) und Piringer (im landschaftlichen Fache ausgezeichnet), vor Allen aber an David Weiss, der in Wien zuerst die Punktirkunst betrieb und wirklich schon in seinen ersten Arbeiten Vollendetes lieferte. Aber das Publicum besass damals kein Kunstverständniss, es begnügte sich mit flüchtigen Zeichnungen, mit Scenen aus der Tagesgeschichte, wenn sie nur oberflächliche Zerstreuung und Unterhaltung zu bieten im Stande waren.

Es darf uns also nicht wundern, wenn die Kunsthändler damaligen Schlages sich nicht so sehr mit der Kunst, als vielmehr mit praktischen Dingen befassten und ihre Verlagsartikel fast ausschliesslich nur auf Stick- und Strickmuster, auf „Visit- und Gratulationskarten", auf Bilderbücher für die Jugend und vor Allem auf jene sogenannten „Gelegenheits-" und „Zeitbilder" beschränkten, wie sie das Bedürfniss des Tages, der Stunde, ja des Augenblickes erheischte. Man gewöhnte sich förmlich daran, alles Neue, alle Vorfälle und Tagesereignisse, welche die Phantasie der Menge nur halbwegs zu beschäftigen und zu erhitzen vermochten, wie z. B. die Explosion des Pulverthurmes an der Nussdorferlinie (26. Juni 1779); den ersten Luftballon im Prater mit Blanchard (6. Juli 1791); den Brand des Hetz-Amphitheaters auf der Landstrasse (7. April 1793); die Anwesenheit Wieland's (1771) und Lessing's (1775), die Eröffnung der Josefinischen Akademie (7. November 1785), das Abkommen des Zopfes (um circa 1800 bis 1803) etc., im Bilde festzuhalten. Man folgte gleichsam mit dem Stifte in der Hand den Tagesereignissen auf dem Fusse nach, um sie möglichst rasch in Bilder umzusetzen. Es bildete sich ein förmlicher Gelegenheitskunstzweig heraus. An Stoffen fehlte es wahrlich nicht. Waren doch die Neunzigerjahre überreich an immer neuen tumultuarischen Scenen, und bot doch die ganze französische Revolutionsepoche eine wahre Musterkarte von aufregenden, ergreifenden und mitunter ganz unerwarteten Momenten. Diese leidigen Erzeugnisse erfreuten und befriedigten das Volk, und dies genügte vor der Hand, wenn auch die Bilder schlecht gezeichnet und noch schlechter colorirt waren und wir ihnen heute kaum einen besseren als den echt wienerischen wegwerfenden Namen „Mandelbögen" beilegen würden.

Der Kunsthandel vertheilte sich noch zu Maria Theresia's Zeiten auf drei Personen: Artaria, Torizelli und Eder, zu denen während Josefs Regierung beiläufig sechs bis sieben neue Kunsthändler hinzukamen. Es verlohnt sich wahrlich der Mühe, dieselben der Reihe

---

Einer köstlichen Anekdote sei hier zum Schlusse gedacht, die ausser ihrer drastischen Seite auch noch das Gute für sich hat, dass sie wahr ist, da ich sie aus dem Munde des alten Paterno selbst vernahm. In den Dreissigerjahren kam eines Tages ein etwas sonderbar aussehender Engländer ins Geschäft und wünschte sämmtliche Bilder der Auslagefenster ohne weitere Umstände zu kaufen. „Uas kosten ualle Bilder?" herrschte er in ziemlich brüskem Tone dem Bilderhändler zu. Commis und Principal sahen sich verwundert an und vergebens bemühten sich beide, dem Engländer begreiflich zu machen, dass dies eben Auslagebilder wären und schon deshalb unveräusserlich seien, weil keine Doubletten existiren. Der Engländer beharrte aber bei seinem Begehren. „Uas kosten ualle Bilder?" fragte er wiederholt und deutete dabei auf das in der Nähe befindliche Hotel „zur Mehlgrube" (Munsch) und gab sich nicht eher zufrieden, bis nicht Anstalten getroffen waren, sämmtliche Bilder aus den Schaufenstern hervorzuholen, einzupacken und in Kisten wohlverwahrt mit einer ziemlich ausgiebigen Rechnung ihm zuzuschicken.

nach näher kennen zu lernen und zu sehen, welchen fördernden Einfluss sie auf die Kunst zu nehmen vermochten.

Die ältesten und bedeutendsten unter ihnen waren Franz und Carl Artaria.[1]) Wir finden sie bereits im Jahre 1770 am Peilerthor auf dem Graben, im heutigen Sparcassagebäude in einem bescheidenen Laden mit dem Schilde „Zum König von Dänemark", in welchem sie Kupferstiche und Handzeichnungen alter Meister und Schulen feilboten. Im Jahre 1780 übersiedelte die Firma in das Dreilauferhaus auf dem Michaelerplatz und im Jahre 1786 in das Haus auf dem Kohlmarkt „Zum englischen Gruss" Nr. 1151 (neu 9), wo sie sich noch heute an eben derselben Stelle wie vor 97 Jahren ununterbrochen befindet. Nach dem Ableben der Beiden trat Dominik in's Geschäft, dem seine Zeitgenossen reiche Kenntnisse, liebenswürdiges, gefälliges Betragen und distinguirte Umgangsformen nachrühmten. Ihm gebührt das nicht geringe Verdienst, die erste Composition des jungen und noch unbekannten Beethoven (Sonate *opus* 1) im Druck herausgegeben zu haben, nachdem Letzterer nirgends einen Verleger fand und auch die Geldsammlungen des kunstsinnigen Grafen Laschansky zur Deckung der Unkosten nicht hinreichten. Ein weiteres Verdienst Dominik's ist, dass er die Schmutzer'schen Kupferstiche, dann die geschabten Blätter Josef Pichler's zwischen 1790 und 1810 edirte. Nach dem Tode Dominik's übernahm sein Sohn August das Geschäft, der den Glanz des alten, mehr als 113jährigen Patriciergeschlechtes zu erhalten wusste, indem er, eingedenk der Traditionen seines Hauses, das Geschäft mit derselben Liebe, mit derselben Coulance und Solidität, wie sie seinen Voreltern eigen war, noch immer fortführt.

Gleichfalls auf dem Kohlmarkt, nur einige Schritte abseits, befand sich die Kunsthandlung Löschenkohl's, der seine Bilder alle selbst zeichnete und in den Handel brachte. Er war ein merkwürdiges Original von einem Kunstspeculanten, indem er auf das Bedürfniss des Tages speculirte. Und so wie es Gelegenheitsdichter gibt, so war er ein Gelegenheitsbilderfabrikant, der jedes interessante Tagesereigniss als fingerfertiger Schnellzeichner sogleich im Bilde zu illustriren wusste. Als z. B. die Ankunft des Czars Paul und seiner Gemahlin Feodorowna (10. November 1781), dann jene des Papstes Pius VI. (22. März 1782) oder der marokkanischen Gesandtschaft mit Abdul Malek (20. Februar 1783) in Wien bekannt wurde, gleich war Alles in Kupfer vorbereitet und am Tage der Ankunft prangte bereits das Bild hinter den Schaufenstern seines Gewölbes. Ja er wusste sogar weltgeschichtliche Ereignisse noch vor ihrem wahrscheinlichen Ausgange im Bilde festzuhalten. So z. B. dictirte Robespierre noch im Convent jene schreckenerregenden Todesurtheile, während er auf dem Kohlmarkt bereits guillotinirt zu sehen war; oder eine entscheidende Schlacht erregte allgemeines Interesse, man war auf den Ausgang gespannt, die Armeen kämpften noch auf dem Schlachtfelde, aber der Sieg glänzte bereits in den Auslagekasten seines Geschäftes. Löschenkohl war kein bedeutender Künstler, aber ein bedeutender Geschäftsmann, der die Kunst verstand, sein Talent zu Geld zu machen, und in der That hinterliess er ein ansehnliches Vermögen.

Weniger glücklich war Frister, der bekannte Wiener Kunsthändler, der auf dem Bauernmarkt und später auf dem Mehlmarkt sein Geschäft hatte. Er versplitterte seine Kraft mit allerlei Tändeleien und nichtigen Kunstsächelchen. So war er z. B. der Erfinder der „mechanischen Visitkarten". Wenn man an einem Knopfe drückte, flog eine Taube aus einem Gebüsch oder einer Baumgruppe hervor und hielt einen kleinen Wunsch mit zierlichen Versen im Schnabel. Dies gefiel den Wienern ungemein, sie rissen sich förmlich um die kleinen Wunschbillette, nur des geschickten fleissigen Mannes eigene Wünsche gingen nie in Erfüllung. Er gerieth allmälig in Noth und Elend und fristete zuletzt im hohen Greisenalter kümmerlich sein Leben mittelst Papparbeiten, die er auf

[1]) Ein altitalienisches Bürgergeschlecht vom Comosee, und der Urenkel August Artaria ist noch heute im Besitze jenes Landgutes am Comosee, welches den Stammsitz der Familie bildet. Auch findet sich unter den Schriften dieser Familie eine Urkunde vor, worin die Kaiserin Maria Theresia mit eigenhändiger Unterschrift dem Franz und Carl Artaria ausdrücklich die Bewilligung zur Führung eines Kunsthandels für Wien ertheilt.

Bestellung fabricirte. Wehmuthsvoll musste der Aermste jetzt am Ende seiner Laufbahn zurückblicken auf jene vielen Glücklichen, die in seiner Kunsthandlung sich einst die zierlichen, schönen, kleinen Wünsche holten, die ihnen besser in Erfüllung gingen als ihm, und denen ein glückliches Dasein lächelte, während er, der tüchtige, strebsame Kaufmann, vergessen, in einsamem Winkel dem Hunger preisgegeben, nur noch einen Wunsch hegte, recht bald durch den Tod erlöst zu sein.

Im schmalen Paternostergassel gegenüber der Sparcassa las man oberhalb der Eingangsthüre eines kleinen, unscheinbaren Gewölbes die für die Wiener damals noch unverständliche Aufschrift „Chemische Druckerei". Es war dies eine Kunsthandlung der beiden Compagnons Steiner und Senefelden, welch' Letzteren man scherzweise den „lithographischen Gutenberg" nannte, weil er der Erfinder der lithographischen Druckerei war. Er wendete diese neue Vervielfältigungsart auf verschiedene Kunstzweige an, so auch auf den Musiknotendruck, scheiterte aber schon bei den ersten Versuchen derart, dass er die Sache wieder aufgab. Erst später im Bunde mit Tobias Haslinger, dem strebsamen und unternehmungslustigen Musikalienverleger, wurde der Versuch für Notendruck erneuert und bewährte sich diesmal auf das Beste. Der lithographische Druck wurde später hauptsächlich für Musik-Titelblätter angewendet und schwang sich alsbald auf jene glanzvolle Höhe empor, auf welcher er noch heute die grössten Erfolge feiert.

Auch die Kunsthandlung Tranquillo Mollo's auf dem Hof zählte zu den altbewährten Firmen der Stadt. Sein feiner Tact, seine industriöse Thätigkeit kennzeichneten den stets zeitgemässen grossartigen Unternehmungsgeist. Er besass Geschmack, Talent und Vermögen, drei Eigenschaften, die den Verlagsartikeln und namentlich ihrer Ausstattung sehr zu gute kamen. Josef Pichler's geschabte Blätter, seine Costümbilder, die pittoresken Ansichten von Carlsbad, Baden etc., die zahlreichen Militärbilder machten den Weg durch die ganze Welt und verschafften ihm einen bedeutenden Namen. Er überliess die Firma später seinen beiden Söhnen Eduard und Florian, die aber leider sich schon frühzeitig trennten und das Geschäft jeder unter besonderer Firma für sich fortführten. So war denn der Name zwar gerettet, aber die Sache selbst verloren. Das Geschäft ging unter, bis auch der Name in Vergessenheit gerieth, wie so manches Grosse, Nützliche und Gute.

Auf dem „Graben" an der Ecke ins schmale „Schlossergässchen" im sogenannten „Elephanten-" oder „Kronenhaus" befand sich seit 1789 die Eder'sche Kunsthandlung, die später unter der Firma Bermann's in ihren umfangreichen Schaufenstern durch grossartige Bilderschaustellungen die Aufmerksamkeit jedes Vorübergehenden auf sich zog und gewiss noch heute in der Erinnerung der älteren Wiener fortlebt. Sie war die drittälteste in der Stadt, denn damals hatte ausserdem Niemand eine Befugniss für diesen Handelszweig als Artaria und Torizelli. Josef Eder war in Wien (1759) geboren, ein Prototyp echt wienerischer Gemüthlichkeit und Biederkeit. Sein schlichtes, einfaches Aeusseres, sein biederes, ehrliches Wesen erwarb ihm schnell die Herzen Aller. Er war der Erfinder der sogenannten Visit- und Neujahrsbillets. Das Aufsehen, welches diese neuen Erzeugnisse bei ihrem ersten Erscheinen in Wien machten, war so gross, dass das kauflustige Publicum zu Hunderten vor dem Verkaufsgewölbe stand, die Strassen füllte, die Passage sperrte und Wachen aufgestellt werden mussten, um Ordnung zu erhalten. An gewissen Namenstagen (die Nannetten wurden zu Josefs II. Zeiten besonders gefeiert) und noch mehr am Neujahrstage wogten hier viele Hunderte von Käufern aus und ein, der Laden kam in den Zustand fortwährender Bestürmung. Tausende von Billets mit gedruckten Versen in schönen farbigen Couverts wurden zu ein bis zwei Gulden per Stück verkauft. Anfangs waren sie nur auf Papier, später auf Seide und Atlas gepresst, mit Flittern gestickt, transparent, mit beweglichen und unbeweglichen Bildern, mit Versen geziert, in allen Farben und Formen, in allen Grössen und Schattirungen. Ihre Verfertigung verschaffte Hunderten von Familien Brod und gab den ersten Impuls zu den späteren, viel feiner ausgeführten und heute noch bestehenden sogenannten Wiener Kunstbillets.

Diese kindische Freude am nichtigen Flitter ist ein ächter und zugleich feiner Charakterzug der Wiener, der bei allen Gelegenheiten immer wieder aufs Neue zum Vorschein kommt, der aber im Laufe der Zeiten (zur Ehre der Wiener sei es gesagt) auffallend stark verblasste. Sie sind nicht mehr die kindischen Leute von ehedem. Ihre fortschreitende Bildung, die überraschend grosse Absorption so vieler fremder Elemente, vor Allem aber der Ernst des Lebens, der seit dem Achtundvierzigerjahre über Alle hereingebrochen ist, hat auch diese Wandlung vollbracht, wie so manche andere. Eder machte sich auch durch den Verlag der Clark'schen Figuren, Heiligen- und Historienbilder, der Piringer'schen Landschaften und Wrenk'schen Kunstblätter verdient. Im Jahre 1811 nahm er seinen Schwiegersohn Jeremias Bermann mit ins Geschäft, das er ihm im Jahre 1815 gänzlich abtrat. Bermann behielt nach dem Tode Eder's (18. Februar 1835) das Geschäft bei und übertrug es 1847 seinem Sohne Josef, der es bis zur Demolirung der Grabenhäuser (1865) an derselben Stelle fortführte.

Mechetti Carlo betrieb sein Geschäft als Kunsthändler auf dem Michaelerplatz im Hause Nr. 1153 (neu 4) und befasste sich grösstentheils mit Musikverlag; sein Neffe Peter setzte das Geschäft im selben Geiste fort und ihm gebührt ein pietätvolles Erinnerungsplätzchen im Herzen der alten Wiener, weil er es war, der die so beliebten ächt wienerischen Tanzweisen unseres unvergesslichen Josef Lanner im Drucke erscheinen liess. Zu seinen Specialitäten gehörten auch die kostbaren Porträts hervorragender Künstler, Schauspieler und Virtuosen, Tänzer etc. von der Hand des genialen Kriehuber, die noch heute gesucht und theuer gekauft werden, [1]) und ein reiches Lager von Alabastergegenständen.

Ein Kunstladen ganz eigenthümlicher Art war das grosse düstere Gewölbe in der Seitzergasse gegenüber dem Kriegsministerium im Hause Nr. 422 (heute 6), eine Vermischtwaarenhandlung von Kupferstichen, ein Miscellen-Ocean von Kunstschätzen, seltenster Art. Alles kunterbunt durcheinandergewürfelt, packweise, stossweise aufgethürmt. Mitten in diesem Chaos sass der Kunsthändler Stöckl. Er ordnete, prüfte, wählte und sichtete Alles im Schweisse seines Angesichtes, die Augengläser über die Stirne gestülpt, aber Alles ohne zureichendes Wissen, ohne genügende Bildung. Er war ein Krämer, der die Kunst nach Pfunden wog. Schade um die vielen Canalettos, die hier unbeachtet zu Grunde gingen; dem grossen Künstler war es damals vergönnt, das alte Wien in einer Reihe der herrlichsten Bilder festzuhalten. Hätten wir sie heute vollständig zur Hand, sie wären für die Culturgeschichte Wiens im XVIII. Jahrhundert eine ebenso reiche Quelle der Belehrung und Unterhaltung, wie es die Schlachtenbilder Peter Schnayer's für die Geschichte des dreissigjährigen Krieges sind. Zum Glück ging das reiche Magazin bald in die Hände des viel gebildeteren, in allen Zweigen wohlunterrichteten, kunstverständigen Sigmund Bermann über.

Auf dem Hohen markte (das Haus ist bereits durch Neubauten verschwunden) war oberhalb der breiten Thürflügel eines für die damalige Zeit imposanten Gewölbes mit grossen goldenen Buchstaben die räthselhafte Aufschrift „Kunst- und Industriecomptoir" zu lesen. Es war dies eine Art Kunsthandlung, in deren Besitz sich Schreyvogel (der literarische „West") und der tüchtige Mathematiker Riedl theilten. Sie hatten einen ausgebreiteten Verlag von geographischen Karten und Kupferstichen. Auch diese Handlung haben die Wellen der Zeit unbarm-

[1]) Mechetti war auch der Verleger jener letzten sechs Bände von Bartsch's *Peintre graveur,* und als solcher hat er um die Kunst und Kunstgeschichte ein wirkliches Verdienst, da sich selbst die ansehnlichsten Buchhandlungen damals nicht hatten entschliessen können, die Fortsetzung eines Werkes zu drucken, das trotz seiner Vortrefflichkeit und Unentbehrlichkeit nur einen zweifelhaften kaufmännischen Vortheil versprach. Uebrigens hat er auch mehrere bedeutende Kirchenwerke angekauft, wie z. B. die 63 Offertorien von Preindl. Er cultivirte alle Gattungen der Tonkunst und man fand die verschiedensten Compositionen in seinem Verlage, wie z. B. Fesca, Spohr, Merchetti, C. Czerny, Mayseder, Thalberg, Pixis, Rzehaczek etc.

herzig hinweggespült. Nur der Name Schreyvogel ist in den Blättern der Literaturgeschichte geblieben. [1])

In der Rauhensteingasse endlich, neben dem „goldenen A-B-C" (dem Sterbehaus Mozart's) stand einst die Kunsthandlung des Gelehrten Reilly; er schrieb Bücher, und was er schrieb, verdient volle Würdigung, nur als Kaufmann war er nicht glücklich; seine Atlanten und „Schema der Armee" waren berühmt, aber seine kaufmännischen Calcüle fielen stets zu seinem Nachtheile aus. [2])

Noch wären an ältern Kunsthandlungen Otto in der Seilergasse, Maisch auf dem Bauernmarkt, Weigl auf dem Graben und Hohenleitner auf dem Kohlmarkt zu nennen, die aber kein besonderes Interesse bieten, daher sie füglich übergangen werden können; nur die beiden Weltfirmen Cappi Diabelli (später Anton Diabelli allein) und Steiner & Tobias Haslinger (später Haslinger) bilden glänzende Ausnahmen und müssen als reine Musikalienhandlungen an geeignetern Stellen besprochen werden, da sich an dieselben so viele wichtige musikgeschichtliche Momente knüpfen.

Das Hatschierenhaus „zu den sieben Säulen" Nr. 1065 (neu 14)

bestand bis zum Jahre 1700 aus zwei kleinern Häusern und leitete die Benennung von seinem Eigenthümer ab. Im Jahre 1684 war nämlich ein Leibhatschier der damals verwitweten Kaiserin Ferdinand III. namens Joachim Credula an der Gewähr, der später zum kaiserlichen Stadt-Guardi-Lieutenant avancirte und als Liebling und Vertrauter der Kaiserin bei den Wienern in hohem Ansehen stand. Er verkaufte diese Baulichkeiten im Jahre 1710 an Rauchmüller von Ehrenstein, der das Haus in seiner gegenwärtigen Gestalt im selben Jahre aufbauen und mit einem auf sieben Säulen ruhenden, vorspringenden Laubengang versehen liess, wie wir ihn in ***Figur 58*** noch deutlich sehen. Auf dem Frontispice des Hauses sah man einen donnernden Jupiter im Geschmacke der Zeit mit der lateinischen Inschrift: *„Non semper fulminat sed Remunerat"* („nicht immer blitzt er, sondern beglückt auch"), eine Anspielung auf die damalige politische Lage des Landes. Im Jahre 1783 kam der reiche Lederhändler Josef Heydenburg, 1798 Andreas Edler von Peck und 1801 der Medicinae-Doctor Josef Zimmermann an die Gewähr, der die obere Seite des Hauses abermals verändern, den donnernden Jupiter als nicht mehr zeitgemäss entfernen und zu Ende der Dreissigerjahre auch die Laubengänge cassiren liess. Noch immer sind Josef Zimmermann's Erben die Eigenthümer des Hauses.

Das Mayseder-Haus Nr. 1066 (neu 15)

verdankt seine Benennung dem verdienstvollen Violinvirtuosen Josef Mayseder, dem die Grosscommune für seine Wohlthätigkeits-Concerte (sogenannte „Bürgerspitals-Concerte") die grosse goldene Salvator-Medaille und nach seinem Tode der durch den Neubau des Bürgerspitals entstandenen Gasse den Namen „Maysedergasse" zur bleibenden Erinnerung an ihn verlieh. „Er war eine echte Künstlerseele und ein ganzer Mann obendrein," dies wäre wohl die beste Grabschrift die man ihm setzen könnte, und da sein Name bereits der Musikgeschichte angehört und ich ihn persönlich kannte, ja sogar durch längere Zeit bei ihm Unterricht im Violinspiele genoss, so glaube ich ihm einige Worte der Erinnerung weihen zu dürfen. [3])

---

[1]) Ich erinnere mich mit Vergnügen an die siegreichen Kämpfe Schreyvogel's mit dem unermüdlichen, aber unglücklichen Liechtenstern in der „Wiener Zeitung" und an seine erspriessliche Dienstleistung als Secretär des Burgtheaters, die ihm ein bleibendes Denkmal in der Geschichte dieses Hoftheaters setzt.

[2]) Von Reilly's Werken verdient hervorgehoben zu werden: seine „Bibliothek der Scherze", sein „Norradin" und vor Allem seine „Epigramme", die den Sinngedichten Kästner's und Lessing's kühn zur Seite gestellt werden könnten.

[3]) Ich lernte Josef Mayseder Anfangs der Vierzigerjahre kennen, er war damals nahe den Fünfzigen, aber noch immer rüstig. Sein ganzes Wesen wie seine Gesichtszüge trugen etwas Vornehmes an sich. Alles, was er sprach und that,

Das Hufschmiedhaus Nr. 1085 (neu 16)

hat seinen Namen von dem damals hier sesshaften wohlangesehenen, reichen Hufschmiedmeister Jacob Biedermann (*alias* **Pidermann**), den Kaiser Leopold I. mit der Würde eines Hufschmiedes beehrte, und der im Jahre 1684 bereits hier (laut Grundbuch) zwei kleine Häuser besass, und dessen Erben diese Baulichkeiten im Jahre 1775 an Johann Holzer weiter verkauften, der dieselben niederreissen und in seiner heutigen Gestalt in Eines verbauen liess. Auf unserem Bilde ***sub Figur 58*** sehen wir an der äussersten Ecke rechts noch jene beiden alten Häuser in ihrer frühern Gestalt abgebildet; die schrägen Fenstergitter, die weitvorragende Dachrinne, der schwerfällige hölzerne Laubengang, sowie überhaupt die prunklose Bauart der beiden dreistöckigen Häuser, sie

war gemessen und ruhig. Nur wenn er die Violine zur Hand nahm, leuchtete sein Auge und das Feuer seiner Seele kam sprühend zum Vorschein. Er sprach in der Regel mehr leise als laut und niemals über Musik. Sein Urtheil über andere Künstler war stets ohne Anmassung und Selbstüberhebung, ohne Neid und Cabale, also eine Eigenschaft, wie sie in heutiger Zeit bei Seinesgleichen kaum mehr vorkommt. So weit mir seine Biographie aus Familientraditionen (nicht aus biographischen Lexicis) bekannt ist, war Josef Mayseder am 26. October 1789 in Wien geboren. Sein Vater, Decorationsmaler, konnte ihm keine sorgfältige Erziehung angedeihen lassen, da er selbst nur in bescheidenen Verhältnissen lebte. Eines Tages schenkte ein im Hause wohnender Professor dem Knaben eine Kindergeige, wie man sie in den Spielereigewölben zu kaufen bekommt. Dieser Scherz gab die erste Veranlassung zur späteren Berufslaufbahn, denn der talentirte Knabe wusste dem ungelenken Instrumente wohlgeordnete reine Töne zu entlocken. Der Professor machte den Vater deshalb auf das entschiedene Talent des genialen Knaben aufmerksam, und es wurde ihm jetzt als erster Lehrer ein gewisser Suche und später Josef Wranitzky und zuletzt der berühmte Ignaz Suppanzigh beigegeben. Der Knabe brachte es durch unermüdliches Studium in kurzer Zeit so weit, dass ihn Suppanzigh zu seinen damals beliebten Morgenconcerten im Augarten, wo sich immer das eleganteste Publicum zu versammeln pflegte, bei der zweiten Violine beschäftigte. Am 24. Juli 1800 gab der elfjährige Knabe (die sogenannten Wunderkinder waren damals noch nicht in der Mode) das erste öffentliche Concert und schon im nächsten Monat ein zweites und bald darauf ein drittes, alle von glänzendem Erfolge begleitet. Der 17. October 1802 sollte dem 13jährigen Knaben ein Erinnerangs- und Freudentag sein, denn von seinem Vater nach Laxenburg mitgenommen, war er in die Lage gekommen, vor der Gemahlin des Kaisers Franz I. (Maria Theresia) sich produciren zu dürfen. Im selben Jahre begann er auch sein Studium in der Composition bei Förster und brachte es bereits nach einundeinhalb Jahren so weit, dass er Bach'sche Fugen und bezifferten Bass spielen konnte. Wie ernst er es übrigens mit der Kunst nahm, beweist, dass er bei Albrechtsberger und Eybler Contrapunkt studirte. Mit gründlichem Wissen ausgerüstet ging er nun an die selbstständige Arbeit. Er verlegte sich auf Composition, ohne dabei sein Virtuosenspiel zu vernachlässigen. Einschmeichelnde Melodik und leidenschaftlicher Rhythmus zeichneten seine Arbeiten vortheilhaft aus. Seine musikalische Sprache bewegte sich stets nur in kurzen, aber klaren Sätzen, seine leichtfliessenden Gedanken verriethen tiefes Gefühl und natürliche Empfindung, daher seine Compositionen auch bei dem weniger musikalischen Theil der Zuhörerschaft schnell ins Ohr und zum Herzen drangen. Wenn auch seine Compositionen zunächst nur für sein eigenes Virtuosenspiel berechnet waren, so waren sie dennoch so geschrieben, dass sie auch von mindergeübten Geigern effectvoll gespielt werden konnten, oder wie der technische Ausdruck lautete, „gut in den Fingern lagen." Weil aber Mayseder meist nur Polonaise- und Variationsform (den hüpfenden, springenden Rhythmus) zum Ausdrucksmittel wählte, was damals hoch in der Mode war, so kamen seine Arbeiten selbst auch schnell in die Mode und erhielten auf diese Art unwillkürlich einen allzu modischen Anstrich, in Folge dessen sie um so rascher in Vergessenheit verfielen, da die jüngere Generation bereits an combinirtere und mehr polyphon gedachte Compositionen gewöhnt war. Als Violinspieler war er immer einer der bedeutendsten, er kann in gewissem Sinne der letzte Violinvirtuose seiner Zeit genannt werden. Sein markigbreiter und starker Ton, der den jetzt lebenden mit wenigen Ausnahmen fast abhanden gekommen zu sein scheint, seine kühne Bogenführung und vor Allem seine staunenerregende Geläufigkeit bei stets reinster Intonation, die man selbst in den höchsten Lagen nicht vermisste, sind Eigenschaften, die gewiss nur bei den wenigsten Violinspielern vereinigt vorkommen. Als Paganini ihn hier in Wien zum ersten Male hörte, sagte er: „Vor diesem Collegen hab' ich Respect." Dieser Wahrspruch blieb ihm fortan ein Stachel des Ehrgeizes. Mit 21 Jahren wurde er im Hofoperntheater als Concert- und Solospieler und im Jahre 1816 in der Hofcapelle angestellt und 1835 zum Kammervirtuosen ernannt. Seine Kunst hatte stets einen goldenen Boden. Die Lectionen, die er gab, wurden ihm mit zwei bis drei Ducaten per Stunde bezahlt; damit schaffte er sich eine sorgenfreie Existenz. Die bei Kaufmann Rohrer im Jahre 1815 arrangirten Concerte, an denen sich Hummel, Giuliani und später auch Moscheles betheiligten, wurden berühmt und hiessen Ducatenconcerte, weil man das Entrée mit einem Ducaten bezahlte. Später gab er mit Merk Concerte, die er bis zum Jahre 1837 fortsetzte. Von da an liess er sich nicht mehr öffentlich hören und betheiligte sich nur mehr bei Privatquartetten, wie z. B. bei Zmeskal v. Domanovetz, wo er an einem jener Abende auch Beethoven kennen lernte, oder in den Jahren 1817 bis 1822 bei Vincenz Neuling, seinem Schüler, später bis 1837 beim Hofkriegsagenten Demscher und endlich vom Sommer 1837 bis Mai 1856 bei dem Kunstfreunde und Gönner Constantin Fürst Czartorysky, wo Borzaga, Dolleschal, Durst und Strebinger mitwirkten. Mit kindischer Hartnäckigkeit hing er an seinen alten

alle lassen den Baustyl des vorigen Jahrhunderts kaum verkennen. Auch bemerken wir unter der hölzernen Bedachung jene grossen schwerfälligen Wagenräder, sowie sonstige Werkzeuge, die offenbar zur Ausübung des Schmiedehandwerkes gehören, welches hier öffentlich (also gleichsam auf offener Strasse) vor den Augen des Publicums ganz gemüthlich und ungenirt betrieben wurde. [1])

Nun gelangen wir zu den drei Häusern, welche jene Front des Platzes bilden, die dem Fürst Schwarzenbergischen Palais gegenüberliegt.

Das Herrenhutterhaus „zu den sieben Körben" Nr. 1067 (neu 17)

hat seinen Namen von jenem altehrwürdigen Leinwandgeschäft „zum Herrenhutter", welches schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts, 1797, von der Familie Felbermayer gegründet wurde, und deren Rechtsnachfolger noch heute dasselbe fortführen. Später kamen die Felbermayer auch an die Gewähr, und die Grundbücher weisen schon im Jahre 1820 eine Anna Felbermayer als Hauseigenthümerin aus, worauf 1828 die Franz Xaver Felbermayer'schen Erben und später ein Franz Xaver Felbermayer in den Hausbesitz gelangten. Auch bestand seit vorigem Jahrhundert hier ein renommirtes Bierhaus „zu den sieben Körben", welches noch in den Zwanzigerjahren bestand, dann aber bald darauf einging. [2])

Das Lebzelterhaus Nr. 1068 (neu 18)

wurde schon im XVII. Jahrhundert so genannt, weil Mathias Leeb als Hausbesitzer hier ein sehr beliebtes Lebzeltergeschäft errichtete. Erst im Jahre 1700 kam Georg Neuhauser durch Kauf an die Gewähr, der dieses Haus in seine heutige Gestalt umbauen liess und hier einen Branntweinschank etablirte. [3])

Lebensgewohnheiten. Die Wagner-Musik liess ihn wie alle damaligen Violinvirtuosen völlig gleichgiltig. Zu Kunstreisen konnte er sich nie entschliessen, nur ein einziges Mal ging er in Begleitung seines Schülers Neuling nach Paris, wo er bei Rudolf Kreutzer und Baron Braun spielte und dort auch die berühmten Violinisten Lafont, Viotti, Baillot, Mazas, Felbeque und Cerulini kennen lernte. In letzterer Zeit verlegte er sich mehr auf Compositionen und liess sich nur noch bei seinem Schwiegersohne Köchert, einem Schüler von ihm, und Oberfinanzrath Franz Ritter von Heintl hören, wo er noch im 73. Lebensjahre, ja noch acht Tage vor seinem Tode rüstig Quartette spielte. Eine unscheinbare Erkältung warf ihn auf's Krankenlager, und schon nach wenigen Tagen setzte der Tod seinem reichen Künstlerleben am 21. November 1863 ein unerwartetes Ziel. Mit Befriedigung konnte er auf seine lange Künstlerlaufbahn zurückblicken. — Wenigen wurden wie ihm so vielseitig Auszeichnungen zu Theil, er erhielt im Jahre 1811 die grosse goldene Medaille, 1817 das Ehrenbürgerrecht Wiens und ein Jahr vor seinem Tode vom Kaiser das Ritterkreuz des Franz Josefs-Ordens. Er hinterliess 63 gedruckte, mehrere noch ungedruckte Werke und eine Reihe von tüchtigen Schülern, die als Virtuosen glänzten, wie z. B. Panofka, Trombini, Wolf etc. Seine gedruckten Werke sind: 3 Concerte, 6 Polonaisen, 4 Rondos, 20 Hefte Variationen, 7 Streichquartette, 3 Quintette, 1 Phantasie, 1 Trio für Violine, Harfe und Horn, 2 Potpourris, 3 Duos für 2 Violinen und 1 Heft Etuden. Seine noch ungedruckten Werke sind: eine grosse Messe in *Es*, die er 1846 für die Hofcapelle componirte, dann noch ein achtes Quartett und ein viertes Quintett, endlich eine Concert-Ouverture (eine Jugend- und Lieblingsarbeit des Meisters). Josef Mayseder war dem Staate ein wackerer Bürger, der Familie ein trefflicher Vater, der Kunst aber einer ihrer treuesten Söhne. Immer strebte er nach dem Höchsten, erreichte auch manches Tüchtige, setzte aber auch immer seine ganze Kraft im Leben ein. Er hinterliess eine Witwe und zwei Töchter, von denen die jüngere den bereits genannten, nun gleichfalls verstorbenen Hofjuwelier Köchert heiratete, dem auch der Meister seine Leibgeige (eine Zanol) vermachte.

[1]) Die ältesten nachweislichen Besitzer waren laut Grundbuch: (1609) Georg Wolff, (1624) Hans Puez, 1684 Jakob Pidterman, Hufschmied (Biederman), 1700 Jakob Biedermann, Hofschmieds Erben, 1775 Johann Holzer 1787 Georg Dallschmidt, 1806 Josef Wegscheider, später Philipp Graf Grünne und gegenwärtig die Gräfin Marmuth.

[2]) Die ältesten Hausbesitzer sind laut Grundbuch: 1684 Johann Weikhardt, 1700 Paul Kautz, Barbier's selige Erben, 1766 Friedrich von Kraftenburg, 1783 Anna Fleischmann, 1795 Leopoldine Jaudrin, 1820 Anna Felbermayer und Kinder, 1828 Franz Xaver Felbermayer'sche Erben und später Franz Xaver Felbermayer,

[3]) Die ältesten Besitzer waren laut Grundbuch: 1684 Mathias Lom's Erben, 1700 Georg Neuhauser, 1775 Josef Diewald, 1806 Barbara Diewald, 1833 Franz Carl Landesmann und später Josef Thür, Zuckerbäcker, und Jakob Tepser und seit 1863 Anna Jerger, die Witwe eines Hornplatten-Fabrikanten. Das Zuckerbäckergeschäft befindet sich bereits seit 1801 wie noch heute hier im Hause.

Das Obermayer'sche Haus Nr. 1069 (neu 19)

bildet das Stammhaus der alten Wiener Bürgerfamilie der **Obermayer**. Schon im Jahre 1775 erscheint eine Maria Anna Obermayerin an der Gewähr. Es ist dieselbe Familie, welche in den Dreissigerjahren durch die Gründung des sogenannten „Blumenstöckel-Bierhauses" im Ballgassel und später in den Vierzigerjahren durch das noch heute bestehende „Winterbierhaus" in der Landskrongasse eine gewisse Popularität erlangte. [1])

Somit wäre die Aufzählung sämmtlicher Häuser dieses Platzes erschöpft, und es erübrigt mir nur noch jener historischen Merkwürdigkeiten zu gedenken, die sich hier vollzogen.

Historische Vorfälle auf dem Neuen Markt. Das „Bäckerschupfen".

Eine der originellsten und zugleich empfindlichsten Strafen des Mittelalters war das sogenannte „**Bäckerschupfen**". Es charakterisirte den Geist des Mittelalters und die eigenthümlichen Gerichtszustände jener Zeit vollkommen. Dieselbe naive Schalkhaftigkeit und Ehrlichkeit, aber auch dieselbe sanguinische Ueberstürztheit und Leidenschaftlichkeit, welche das ganze Mittelalter so gewaltsam durchzuckte, spricht sich auch hier in deutlichen Zügen aus. Die etwas sonderbare Procedur erweckte bei den Zusehern stets lautes Lachen und war wohl von den heitersten Scenen begleitet. Aber diese lustige Schale hatte einen bittern Kern, den Stachel der öffentlichen Beschimpfung, und dieser Makel lastete schwer auf dem also Bestraften und er hatte lange genug zu arbeiten, um seinen Fehler vollkommen wett zu machen und wieder bei seinen Genossen als „ehrlich" zu gelten. Diese Strafe wurde nur für ungewichtiges Brod verhängt und zumeist auf dem Mehlmarkt als dem Hauptorte des Brodverschleisses in Anwendung gebracht, und schon unter den Babenbergerherzogen war das sogenannte „Schupfen" in Wien im Gebrauche. Herzog Albrecht II. brachte sie am 24. Juli 1340 neuerdings mit einigen Zusätzen und Verschärfungen in Anwendung, indem er befahl: **„Man mige die Päken nach alten fürſtlichen Recht und Brauch „Schupfen" und nindeſt nit durch Geldſtraf ablaſſen."** Die Procedur selbst war folgende: Man setzte den Schuldigen in einen viereckigen hölzernen Kasten (Strafkasten), wie wir ihn ***sub Figur 62*** abgebildet sehen, [2]) und befestigte letztern am äussersten Ende eines Hebels, den man rasch emporzog, um ihn eben so schnell wieder in eine Pfütze herunter zu lassen, so dass der darin Sitzende ganz durchnässt wurde. Dies wiederholte sich mehrmal nach der Grösse der Strafwürdigkeit. Im XVII. Jahrhundert kommt diese Strafe auch am rothen Thurm- und Fischerthor vor, am häufigsten aber in der Rossau mittels Tauchen in die Donau.

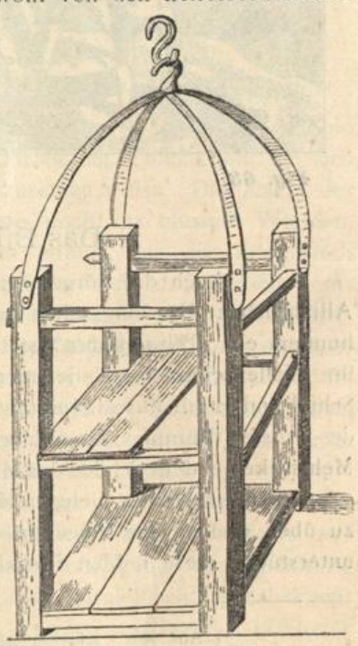


Fig. 62. Der „Strafkasten".

[1]) Die ältesten Besitzer waren: 1684 August Erbl, Kürschner, 1700 Johann Caspar Schmid, Käsestecher und Bierschänker, 1775 Maria Anna Obermayer, 1806 Alois Mayer, 1820 Alois und Helene Mayer und später die Mayer'schen Erben und gegenwärtig Ruzischka. Die weitläufigen Kellerräume, zu denen vom Thoreingang eine schmale und äusserst steile Kellerstiege hinabführt, lassen noch heute deutliche Spuren jenes ehemaligen „Kellerschankes" erkennen, dem laut Grundbuch der Käsestecher und Bierwirth Johann Caspar Schmidt seit 1700 bis 1765 vorstand.

[2]) Schlager hat in seinen „Wiener Skizzen" die Abbildung eines solchen „**Strafkaſtens**", der über fünf Schuh hoch und gross genug war, um eine Person darin unterzubringen, mitgetheilt, wonach ich hier eine verkleinerte Copie gebe.

Erst Kaiser Josef II. cassirte dieselbe als nicht mehr zeitgemäss und zwar diesmal für immer, und es fand sonach **„das Schupfen"** zum letzten Male im Jahre 1773 in der Rossau unter ungeheuerem Zulauf der Menschenmenge statt. [1])

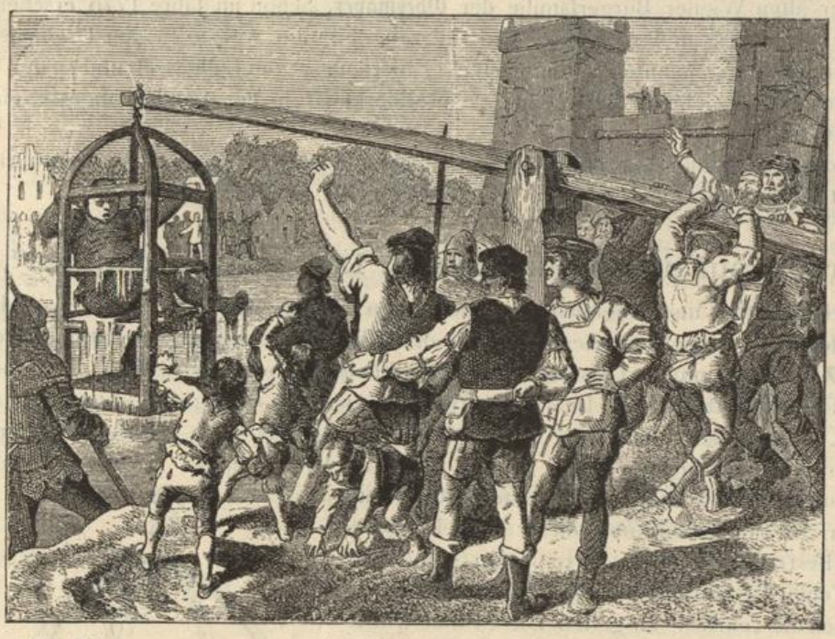


Fig. 63. Das „Bäckerschupfen".

Sub Figur 63 bieten wir den Lesern eine Abbildung dieser sonderbaren Strafe, wie sie in der „Rossau" zur Ausführung gebracht wurde. Das Bild entlockt uns unwillkürlich ein Lächeln, wenn wir sehen, wie der arme Insasse des Kastens sich mit Händen und Füssen der Massregel zu widersetzen bemüht ist, was ihm jedoch nicht gelingt.

Das Bürgerstechen auf dem Mehlmarkt.

Auch die Bürger und Zünfte ergötzten sich an ritterlichen Spielen und Vergnügungen. Alljährlich zu Faschingszeiten fand auf dem Mehlmarkt (Neuenmarkt) durch das ganze XV. Jahrhundert ein **„Bürgerstechen"** statt. Mann und Ross waren in voller Parade gleich den Rittern, auch ihr Waffenschmuck gab jenen an Pracht und Herrlichkeit nichts nach, nur ihr Gewerbe war an Schild und Helm durch Symbole gekennzeichnet, und es nahm sich possierlich aus, wenn während des ernsten Kampfes ein Schweinskopf auf dem Helme des Metzgers als Emblem glänzte oder zwei Mehlsäcke auf dem Schilde des Müllers. Jedenfalls gaben diese Spiele der jungen wohlhabenden Burschenschaft dankenswerthe Gelegenheit sich in den ritterlichen Gewohnheiten, im Reiten und Kämpfen zu üben und es den Adeligen und Rittern in manchen Stücken gleich zu thun. Der Stadtmagistrat unterstützte diese noblen Passionen und steuerte die Preise aus eigenen Mitteln bei. [2])

---

[1]) Aus jener schreibseligen Josefinischen Literaturepoche hat sich auch ein interessantes Zeitgedicht über das **„Bäckerschupfen"** erhalten. Dasselbe ist ganz im Geschmacke jener Zeit abgefasst und mag seines launigen Inhaltes wegen hier eine Stelle finden. Es lautet:

„Beging hier jemand nur den Streich,
Die Taxen zu verletzen,
So zwang man ihn, sich allsogleich
In diesen Korb zu setzen.
Und zog ihn dann — Bedenkt den Graus,
Stets in das Wasser ein und aus.

Vier Zoll war das bestimmte Ziel,
Für die zu leichten Lothe;
Nur fehlte manchmal schrecklich viel
An Semmeln und an Brote,
So daß man (was sehr oft geschah)
Nur bloß des Mannes Mütze sah."

[2]) Ueber die Anordnung dieser Feste haben sich leider keinerlei Andeutungen erhalten, auch kommen diese **Burgerstechen** oder **bürgerlichen Turniere** nur im XV. Jahrhundert vor. Das letzte dieser **„Stechen"** fand (nach den Magistratsrechnungen) im Jahre 1444 statt.

Die Hofschlittagen auf dem Neuenmarkt

entfalteten noch zu Maria Theresia's Zeiten einen wahrhaft überraschenden Luxus, wie ich dies gleich im Anfange dieses Capitels bei dem Bilde ***sub Figur 58*** andeutete. Ganz Wien strömte neugierig zu diesem Schauspiele, und wie sehr es dem kaiserlichen Hofe mit diesen Festen Ernst war, mag der Umstand beweisen, dass er schon einige Tage vorher die umfassendsten Anordnungen traf, die Strassen mit Ketten absperren, die Zufahrten auf den Platz untersagen und fortwährend frischen Schnee zuführen liess, endlich auch Costüme nach eigener Zeichnung angab und die Farbe der Toiletten für die Herren und Damen der Art vertheilte, dass jeder Schlittenbesitzer sich von dem anderen durch besondere Farbe unterschied.

Das prächtigste und zugleich letzte dieser Feste fand zur „Congresszeit" im Winter 1815 auf dem Mehlmarkt statt. Ein Augenzeuge berichtet darüber umständlich, und sein Bericht wird für uns um so werthvoller, als er auch die Mitbetheiligten und die Rangordnung derselben bei der Ausfahrt angibt, ein Umstand, der sich hier sogar zur politischen Bedeutung steigert. Es wurden nämlich nicht blos Staatsmänner und berühmte Heerführer zu dem Feste geladen, sondern auch jene gekrönten Häupter und Cavaliere, die während des Befreiungskrieges berufen waren, eine glänzende Rolle zu spielen und die Schicksale Europas durch diesen Congress zu besiegeln. Je einflussreicher dabei ihre Stellung war, desto mehr wurden sie in den Vordergrund gestellt. [1])

Das Lottospiel auf dem Neuenmarkt im Jahre 1752.

Im Herbste des Jahres 1752 wurde die Zahlenlotterie in Oesterreich eingeführt, und obgleich mancherlei Bedenken entgegenstanden, so siegte doch die Macht der Thatsachen, die sich stets über moralisirende und nationalökonomische Velleitäten hinauszusetzen weiss. Die Macht der Thatsache war diesmal die grosse Finanzcalamität. Das Land blutete noch aus tausend Wunden, der Staatssäckel war geleert, die Einnahmsquellen erschöpft, noch immer war der kriegerisch gesinnte Preussenkönig Friedrich zu fürchten, der das grosse Talent besass sich immer wieder aufs Neue Geldmittel zu verschaffen, um eine tüchtige Armee ins Feld zu stellen, die er als schlachtenkundiger Führer selbst zu leiten pflegte. Eine Vergrösserung des Kriegsbudgets war unausführbar, eine Erhöhung der Steuern unmöglich, ohne das Wohl der Unterthanen, wie Kaunitz im Staatsrathe erklärte, auf das Höchste zu gefährden. Es musste also auf andere Mittel gesonnen werden, welche die Staatseinkünfte vermehren sollten, ohne darum das Steuersystem zu alteriren. Unter diesen vielen noch im Projecte schlummernden kleinen Mitteln fand man im „Lottospiel" ein vollkommen geeignetes, sonach höchst willkommenes Auskunftsmittel. Es kam nur noch auf die Form an, in welcher man dem Volke dies Spiel plausibel zu machen gedachte. Auch diese Form war bald gefunden. Die Regierung hatte nämlich schon zu öftern Malen die missbilligende Wahrnehmung gemacht, dass gerade in neuester Zeit sehr stark mit ausländischen Losen gespielt werde, daher sehr viel Geld zum Nachtheile des Staates ins Ausland wandere. Demnach erschien im Sommer 1752 eine Regierungsverordnung, welche das Spiel mit fremdländischen Losen aufs Strengste verbot, die inländische Zahlenlotterie dagegen gleichsam als Ersatz unter den gesetzlichen Bestimmungen gestattete.

---

[1]) Unser Gewährsmann erzählt, dass mehr als dreissig Schlitten in Verwendung standen. Man fuhr von der Burg über den Kohlmarkt und Graben durch die Seilergasse auf den Neuenmarkt und von da nach sechsmaliger Umkreisung des Platzes durch die Klostergasse über Mariahilf nach Schönbrunn, wo ein grossartiges Mahl eingenommen wurde, und von hier kehrte man wieder in die Burg zurück. Im ersten Schlitten fuhr der Kaiser Franz I. mit seiner Gemahlin Elisabeth, im zweiten Kaiser Alexander von Russland mit Fürstin Auersperg, im dritten der König von Dänemark mit der Grossfürstin Maria von Weimar, im vierten der König von Preussen mit Gräfin Zichy, im fünften der Grossherzog von Baden mit der Obersthofmeisterin Laszansky. In den übrigen Schlitten befanden sich Cavaliere mit Damen, die ihnen durch das Los zugetheilt waren. In den kaiserlichen Remisen sind noch heute iene kostbaren historischen Schlitten aufbewahrt, von denen aber seither kein Gebrauch gemacht wurde.

Da aber die Regierung sich nicht selbst mit der Ausführung des Lottogeschäftes befassen wollte, so überliess sie dem Otto Grafen Castaldi das Lottoprivilegium auf zehn Jahre in Pacht, und schon am 21. October 1752 fand die erste Lottoziehung auf dem Augustinerplatz und später auf dem Neuenmarkt statt, wobei unter Intervention zweier Magistratsbeamten öffentlich fünf Nummern aus dem Glücksrad gehoben und verlautbart, die Gewinnste aber den Gewinnenden unter Vorweisung ihres „Lottozettels" im Magistratsgebäude sogleich ausbezahlt wurden.

Nach Verlauf der zehn Jahre erhielt Castaldi den Pacht auf weitere acht Jahre verlängert, und als auch dieser Termin im Jahre 1770 ablief und die Regierung einsehen lernte, dass ihr durch Privatverpachtung denn doch zu viel Vortheile entgingen, nahm sie das Zahlenlotto in eigene Regie und die öffentlichen Ziehungen hatten somit auf dem Neuenmarkt zu fungiren aufgehört. Aber noch heute hat das Aerar die Lottoziehung in eigener Verwaltung, und noch heute wie damals werden von Nationalökonomen und Moralisten heftige Angriffe gegen dieses verderbliche Spiel gemacht, jedoch vergebens, denn heute wie damals herrscht die Macht der Thatsachen, und heute wie damals wird das grössere Uebel dem kleinern, das schlechtere Mittel dem bessern Zwecke geopfert, und heute wie damals haben sich die Menschen und ihre Thorheiten nicht geändert, ihr Aberglaube, ihre Traumbücher und Traumdeuter, ihre blinde Zuversicht, sie alle sind dieselben geblieben, obgleich eine mehr als 130jährige Erfahrung hinter diesen Trugbildern steht, gleich einem warnenden Cherub mit dem brennenden Flammenschwerte.